

nu

Der Wahlkampf hat begonnen: Wer wird nächster Präsident der Kultusgemeinde? • Anja Salomonowitz' neuer Film „Spanien“ • Was wurde aus dem Wiener Eruv? • Schwerpunkt Nahost: Die Krise der Hamas und Syrien

Ausgabe Nr. 47 (1/2012)

Nisan 5772

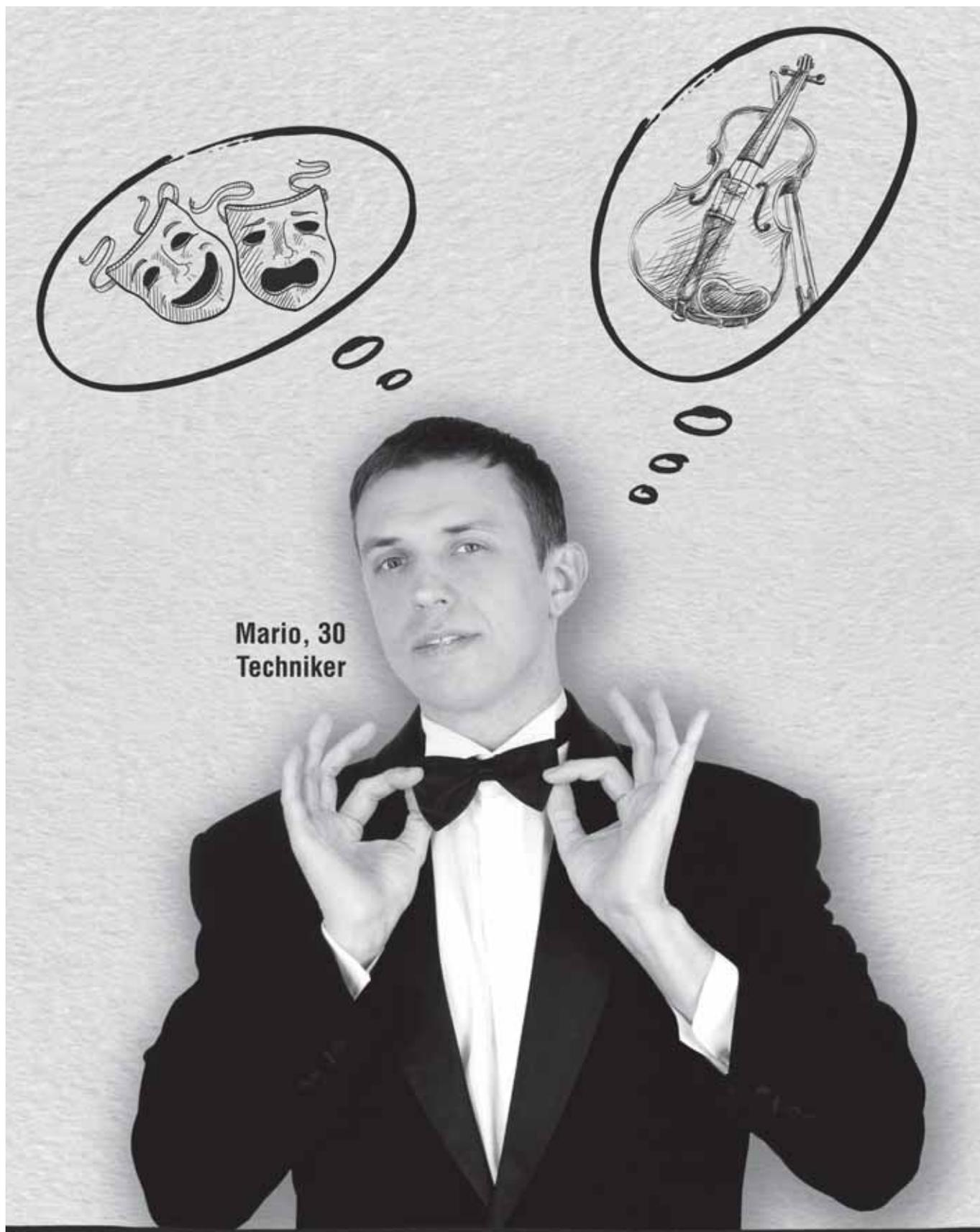
€ 3,-

www.nunu.at



André Heller

Start der neuen NU-Serie „Unterwegs mit“:
Der Universalkünstler erzählt über sein spät
entdecktes Judentum



Mario, 30
Techniker

Wien.
Die Stadt
fürs Leben.

Mario hat die Qual der Wahl: Konzert, Oper, Theater oder doch zum Ball? Vielfältige Kulturangebote für verschiedene Ansprüche. Wien schaut drauf, dass in dieser Stadt immer etwas los ist.

Mehr Infos auf
www.veranstaltungen.wien.at

Stadt Wien
Wien ist anders.

IKG-Wahlen in besonderen Zeiten

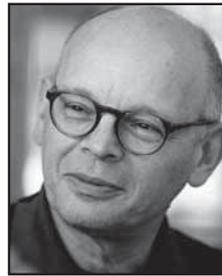


FOTO ©: RICAUD

VON PETER MENASSE

Eine Reihe von Zeitungen haben es schon vermeldet: NU-Kommentator Martin Engelberg wird mit der Wahlbewegung „CHAJ – Jüdisches Leben“ für das Amt des Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) kandidieren. Die Wahl zum Kultusrat, der aus 24 Personen besteht, findet im November dieses Jahres statt. Aus den Reihen der Räte wird in der Folge der Präsident gewählt. Der langjährige Chef der IKG, Ariel Muzicant, hat zu Beginn des Jahres 2012 sein Amt zurückgelegt und mit der Mehrheit, bestehend aus seiner Fraktion und koalierenden Gruppen, Ossi Deutsch zu seinem interimistischen Nachfolger wählen lassen.

Damit bekommt der von Muzicant gewünschte Nachfolger die Chance, sich schon einige Monate lang als Führungsperson zu etablieren und den Bonus des Präsidenten einzufahren. Diese Vorgangsweise führt jedoch dazu, dass der Wahlkampf sehr früh einsetzt, weil sich auch andere Gruppen in Position bringen wollen und werden.

Soweit jetzt abzusehen ist, werden zwar – wie es langjährige Tradition in der IKG ist – zahlreiche Gruppen zur Wahl antreten, aber vermutlich nur zwei von ihnen um den Präsidenten rittern: „Atid“, die Gruppe um den Muzicant-Schützling Ossi Deutsch und eben CHAJ mit Martin Engelberg.

Für NU ist die Kandidatur eines Kollegen aus der Redaktion eine gleichermaßen interessante wie heikle Angelegenheit.

Das NU-Team, das nach rein journalistischen Grundsätzen arbeitet, wird – zu diesem Schluss sind wir in unseren Diskussionen gekommen – über die Wahlen zwar berichten, aber genau so ausgewogen, wie wenn niemand aus unseren Reihen kandidierte. Auch Martin Engelberg selbst wird in seiner Kolumne nicht über die anstehenden Wahlen schreiben. NU bleibt neutral und geht weiter den Weg des unabhängigen Journalismus. Es wird interessant zu beobachten sein, ob sich auch andere jüdische Medien an diesen Grundsatz halten.

Die IKG-Wahlen finden unter besonderen Umständen statt. Spätestens ein Jahr danach wird der Nationalrat neu gewählt und viele Beobachter des politischen Lebens in unserem Land sehen die FPÖ in der Folge erneut in Regierungsverantwortung kommen. Da scheint es keine Rolle zu spielen, dass über manche frühere FPÖ-Ministern nur mehr mit dem Zusatz „Es gilt die Unschuldsvormutung“ geschrieben werden kann. Und offensichtlich überhaupt kein Argument scheint die Hetze gegen

die islamische Religionsgemeinschaft und gegen Ausländer zu sein. Es haben so viele Menschen die Lehren aus der Vergangenheit vergessen, nicht begriffen oder nie ziehen wollen.

Ein Präsident der Kultusgemeinde wird, wenn dieses Szenario eintrifft, in einer sehr schwierigen Situation sein, die immer aufs Neue wichtige Entscheidungen mit sich bringen wird. Was heißt es für eine jüdische Gemeinde, wenn eine Partei mitregiert, die zwar um gute Kontakte zu den Juden bemüht ist, um sich zu kaschieren, aber in deren zweiten Reihe immer wieder Mitglieder auftauchen, die das Verbotsgesetz abgeschafft sehen wollen? Was bei den Treffen mancher Burschenschaften über uns Juden gesagt wird, wollen wir ohnehin lieber nicht wissen.

Dann aber wird auch zu entscheiden sein, was es für die politische Kultur unseres Landes bedeutet, wenn eine Religionsgemeinschaft, auch wenn es diesmal nicht die jüdische ist, niedergemacht und verteufelt wird.

Der Keim der Judenverfolgung wurde gelegt, als die Juden nicht mehr als Individuen mit unterschiedlichen Ansichten, Einstellungen und Schicksalen gesehen wurden, sondern als „Der Jude“ wie eine amorphe, geschlossene Gruppe behandelt wurde. Jeder Fehler eines Juden wurde immer allen Juden zugeschrieben und so eine Pogromstimmung erzeugt, die Humus für Verfolgung, Vertreibung und Ermordung war.

Wenn heute Menschen islamischen Glaubens genauso verachtend behandelt werden („Daham statt Islam“), wenn FPÖ-Hinterbänker auf aggressivste Art den Islam beschimpfen, dann stellt sich die brennende Frage, ob wir Juden schweigen dürfen. Ich bin überzeugt davon, dass wir uns zu Wort melden müssen.

Ariel Muzicant hat das getan und musste zuletzt erkennen, dass die Juden immer wieder fast alleinstehen, wenn es gilt, die Rechtsextremen zu entlarven und zu kritisieren. Die Regierungsparteien sind großteils wie paralysiert oder wollen einen potenziellen Koalitionspartner nicht vergraulen, und die widerständige Zivilgesellschaft ist so klein, wie kaum in einem anderen demokratischen Land.

Wir brauchen also einen starken und mutigen Präsidenten der Kultusgemeinde, der nach innen menschlich agiert und nach außen die Position der Juden klar und verständlich vertritt. Eine Empfehlung, wer das sein soll, werden wir – siehe oben – in NU nicht abgeben.

UNS ÄRGERT

Dass die Austria Presse Agentur, Österreichs offizielle Nachrichtenagentur, als einziges Medium offiziell am Ball des Wiener Kooperationsrings vertreten war. Der Ball, der ausgerechnet am 27. Jänner – dem Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz – in der Hofburg stattfand, geriet zum Schaulaufen für Rechtsextreme und Rechtsaußenpolitiker. Medien waren offiziell nicht zugelassen, die APA nahm das Angebot jedoch an, exklusiv zu berichten. Andere Medien, wie der „Standard“ und der „Falter“, schmugelten sich als Ballgäste verkleidet hinein.

UNS IMPONIERT

deshalb „Der Standard“, der sich inkognito auf den Burschenschaftlerball begab und FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache zuhörte, wie er dort plauderte. Dort verglich sich Strache mit den Opfern der Nazis: „Wir sind die neuen Juden“, sagte er zu Ballgästen, ohne zu wissen, dass Journalisten in der Nähe waren. Die Angriffe auf

Burschenschaftler-Buden vor dem Ball seien „wie die Reichskristallnacht gewesen“. Klaus Nittmann, Chef des FPÖ-Bildungsinstituts, der ebenfalls dabeistand, meinte: „Unternehmen, die für den Ball arbeiten, bekommen den Judenstern aufgeklebt.“

UNS GEFÄLLT

Dass keine NU-Ausgabe vergeht, in der wir nicht auf Bücher von NU-Autoren hinweisen können. Irene Brickner, vielfach ausgezeichnete Journalistin des „Standard“, hat im Residenz Verlag das „Schwarzbuch Menschenrechte“ vorgelegt. Andrea Dusl, Illustratorin der Kolumne Mammeloschn, hat einen Roman geschrieben. „Ins Hotel konnte ich ihn nicht mitnehmen“ ist im Metro-Verlag erschienen.



IRANIANS

we will never bomb your country

We ♥ You

IMAGINE . . .

Eine einfache Initiative eines israelischen Grafikers entwickelt sich zu einer aufsehenerregenden Bewegung, die international für Schlagzeilen sorgt: Alle reden vom Krieg, wir propagieren den Frieden, oder „Make Love not War“, diese Devise stand Pate für den Grafiker und Designer Ronny Edri und seine Frau Michal Tamir, die mit ihrem Baby in Tel Aviv leben. Israels Politiker planen ein rasches militärisches Vorgehen gegen den Iran. In der israelischen Bevölkerung ist man über dieses Szenario alles andere als begeistert. Der Designer Edri schrieb seine Gedanken nieder und entwarf ein Plakat mit einer klar verständlichen Botschaft: „Iranians we love you. We will never bomb your country.“ Kaum stand dieses Poster auf Facebook, schlossen sich hunderte Menschen an, und trotz strenger und restriktiver Internetregeln kamen aus der iranischen Bevölkerung Friedensbotschaften zurück: „Israelis, wir wollen keine Atombombe, wir wollen Frieden und Demokratie. Wir sind eure Freunde.“ Auf Facebook folgte Youtube, bald werden die Plakate in den Straßen der israelischen Städte nicht mehr zu übersehen sein. John Lennon hätte seine Freude gehabt.



ITC Reisen Heinestrasse 6, 1020 Wien

Tel.: +43 (0) 1 - 212 54 60, Fax: +43 (0) 1 - 212 54 60 40

E-Mail: itc@chello.at, Web: <http://www.itc-reisen.at>

ISRAEL



ab **€249.-**

¹⁾ inklusive 2 Gepäckstücke á 23kg!
Begrenzte Sitzplatzanzahl zu diesen Preisen!

Buchen Sie bei uns:

- Israel Rundreisen
- Hotels weltweit
- Versicherungen
- Koschere Kreuzfahrten
- Günstige Mietwagen ab €139.- / Woche
- Spezialpreise für USA mit AUA / Lufthansa
- Kosheres Hotel in Berlin CROWNE PLAZA

Rufen sie ihre Reisespezialisten von ITC-REISEN an!



FOTO ©: APA

INTERVIEW MIT EVA BLIMLINGER

SEITE 18



FOTO ©: EPA

KRISE DER HAMAS

SEITE 42

COVER

Leitartikel Peter Menasse 3

SERIE UNTERWEGS MIT

Start der neuen NU-Serie: Unterwegs mit jüdischen Persönlichkeiten. Diesmal: André Heller 8

AKTUELLES

Der Wahlkampf für die Kultusgemeindewahl hat begonnen. NU hat beiden Präsidentschaftskandidaten einen Fragebogen vorgelegt 13

Wer steckt hinter dem neuen Europäisch-Jüdischen Parlament? 16

Eva Blimlinger, neue Rektorin der Bildenden, über die Vergangenheitsaufarbeitung an ihrer Universität 18

Was wurde aus dem Eruv? 22

Jüdische Kunst: Der Gründer des jüdischen „Medinats Weimar“ im Interview 24

Ausstellung: Andy Warhols jüdische Porträts 29

Reportage: Die jüdische Gemeinde in Serbien 32

SCHWERPUNKT NAHOST

Der israelische Syrien-Experte Jonathan Spyer über die Zukunft des Krisenlandes 38

Analyse: Die Krise der Hamas 42

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Jüdisches Museum in Casablanca 46

REZENSIONEN

„Spanien“, der neue Film der Filmemacherin Anja Salomonowitz 51

Zwei neue Bücher über die US-Investmentbankerfamilie Madoff 54

STANDARDS

Mammeloschn 56

Rätsel 57

Alltagsgeschichten 58

Engelberg 59

In eigener Sache 61

Unsere Autoren 62

Dajgezzen & Chochmezzen 63

Impressum 64

Liebe Leserin, Lieber Leser,

in diesem Editorial möchte ich Ihnen zunächst von einem unserer wichtigsten Mitarbeiter erzählen, von dem Sie weder Text noch Foto im NU finden: unserem Artdirektor Richard Kienzl. Er ist dafür verantwortlich, dass das NU jedes Mal so schön aussieht wie auch dieses Mal. Er sorgt dafür, dass Bilder und Texte an ihren rechten Platz kommen. Vor allem aber behält er auch in den letzten Stunden unserer Produktionsphase jene stoische Ruhe, ohne die Redaktionen – die erfahrungsgemäß eher hektisch, improvisatorisch und selten plangemäß ablaufen – nicht funktionieren würden.

Mit diesem NU starten wir zwei neue Serien: Am Cover finden Sie André Heller, erster Gesprächspartner unserer neuen Serie „Unterwegs mit“. Ab sofort werden wir in jeder Ausgabe eine jüdische Persönlichkeit zu einem bestimmten, für ihn oder sie wichtigen Ort begleiten. In der nächsten Ausgabe erwartet Sie der Regisseur Robert Schindel, mit dem NU-Autorin Helene Maimann in die Oper gehen wird.

Neu ist weiters unser „Schwerpunkt Nahost“. Beginnend mit dieser Ausgabe wollen wir Ihnen in jedem NU Analysen, Interviews mit hochkarätigen Experten und Beiträge von Menschen vor Ort aus den krisengeschüttelten Ländern der arabischen Welt liefern. Der Wunsch nach Orientierung ist groß, die Zukunft Israels, umgeben von instabilen Regimen, bewegt uns alle. Den Anfang macht eine Analyse zur Krise der Hamas sowie ein Interview mit dem Syrien-Experten Jonathan Spyer.

Viel Lesevergnügen mit dieser – nebenbei gesagt – auch sehr umfangreichen Nummer wünscht

Barbara Tóth
Stellvertretende Chefredakteurin

office@nunu.at

www.nunu.at



Hellers Wien

André Heller kennenzulernen, ist leicht und schwer zugleich. Seine 448 Seiten umfassende Biografie zu lesen ist eine gute Annäherung. Eines der zahlreichen Interviews, die er rund um die Präsentation der Biografie „Feuerkopf“ in Zeitungen, Funk und Fernsehen gab, zu lesen oder zu verfolgen, wäre ein andere Möglichkeit. Mit ihm spazierenzugehen ist eine etwas ungewöhnliche Methode, aber Heller nahm sich für NU an einem grauen Sonntagabend zwei Stunden Zeit.

VON RAINER NOWAK (TEXT) UND VERENA MELGAREJO (FOTOS)

Was für jede Begegnung gilt, ist für die mit Heller die Grundvoraussetzung: alles vergessen, was man gelesen, gehört oder sich an (Vor-) Urteilen zurechtgelegt hat. Und suchen. Denn in Heller ist alles gut versteckt: Die Eitelkeit findet man in seiner Selbstkritik, den Charme in seinem Humor, seine Lebenserfahrung in leisen Ratschlägen, seine umfassende Bildung in kleinen Anekdoten und seine Treue zu Freunden und Überzeugungen in kontroversiellen Gesprächen.

Dieser Tage ist er emotional erschöpft, nicht so ausgelaugt oder niedergeschlagen, wie er das früher lange Jahre war, bevor er sich in einem quälenden Prozess der Eigen-Therapie mit sich ausgesöhnt hat, wie er sagt. Sondern in einer seltsam abgeklärten Art und Weise wirkt er geschafft. Endlich wurden fast alle seine Erfahrungen, seine Erfolge, Rückschläge, seine aktiven und passiven Verletzungen öffentlich gemacht. Was sich aufwühlend, mitunter noch immer missverstanden und in übertragenem Sinn nackt anfühlen muss. Das sagt Heller aber nicht so.

NU startet eine neue Serie:

Unsere Autoren verbringen ein paar Stunden mit jüdischen Künstlern, Schriftstellern und Denkern unserer Zeit. Sie besuchen gemeinsam überraschende Orte und unternehmen unerwartete Ausflüge. Sie gehen Skifahren in den Salzburger Pongau, gehen in ein Konzert oder besuchen vielleicht ein Asylheim. Mit André Heller spazierte Rainer Nowak durch die Wiener Innenstadt zur Minoritenkirche, in dem einst der Club der italienischen Faschisten Wien untergebracht war. Prominentes Mitglied: Stephan Heller, Zuckerl-Fabrikant, glühender Anti-Nationalsozialist und kein einfacher Mann. Und der Vater von André Heller. Dieser feierte gerade 65. Geburtstag und eine umfassende Biografie, die der Journalist Christian Seiler verfasst hat.

Heller macht mit NU das, was er schon immer gerne tat: Durch Wien spazieren, auf einer historischen Tour, die beginnt, wie viele Trips, durch die Stadt anfangen: subjektiv und persönlich, vom eigenen Palais in der Renngasse aus, in der einst die Pferde rennen mussten, um po-

tenzielle Käufer zu überzeugen. Oder dann, wie es Heller formuliert, mit „einem Stück Vorstadt“ mitten in der Stadt, also der Wipplingerstraße, die trotz hoher Immobilienpreise und russischer Neo-Mieter mehr oder weniger so aussieht, als würden nur noch die Solarien und Wettbüros fehlen. Er spaziert zum versteckt liegenden Passauer Platz, wo in einem klaren 50er-Bau vor Jahren seine Lebensgefährtin Andrea Eckert wohnte, die sich auf einer großteils einsichtigen Terrasse manchmal wenig bekleidet sonnte, was er, Heller, nicht uneingeschränkt gut fand. In diesem Gebäude gegenüber der Kirche Maria am Gestade zogen einst einige heimkehrende jüdische Holocaust-Überlebende ein, wie Recherchen ergaben. Jahre später war das Haus Schauplatz eines Kalter-Krieg-Thrillers mit Lino Ventura und anderen Stars.

Heller nimmt bei dieser Geschichte schon die steile Stiege vom Passauer Platz zum Tiefen Graben und erzählt, dass die Stufen in seinen wilden alkoholischen Zeiten quasi die Prüfung für ihn und Helmut Qualtinger gewesen seien – wer noch sicheren Schritts sei. Es geht

Ob die Legende vom reichen jüdischen Erbe nicht auch ein antisemitisches Stereotyp sei? Heller: „Vielleicht auch ein wenig, aber es ist vermutlich vor allem der ganz normale Neid.“



Dagmar Koller und André Heller: man plaudert und führt Schmä.

am Hotel Orient vorbei, dem längst kreuzbraven Stundenhotel, das einst für Heller und Freunde Austragungsort vieler Happenings und anderer sinnstiftender Aktionen war. Dass Hellers frühe Jahre immer gerne auf seine Café-Hawelka-Ära reduziert werden, in der die gesamte Denker- und Künstlerschaft des Landes vorkam, scheint Heller zu stören. Laut sagen würde er das freilich nicht, er steht selbstverständlich zu diesen Jahren und diesen Zeitgenossen. Zumal ihm eine Attitüde, die viele Intellektuelle Österreichs pflegen, fremd ist: Die Betonung auf die geistige Distanz zum „provinziellen Österreich“ hört man nie von ihm. Vermutlich weil bei ihm die geografische Distanz während seiner Monate langen Aufenthalte am italienischen Gardasee oder – schon

bald – in den Bergen bei Marrakesch ohnehin häufig groß ist. Daher freut sich Heller auch höflich, an dem Sonntagabend unverhofft auf Dagmar Koller zu treffen, die „den Franzi“ freudig begrüßt, den Schreiber dieser Zeilen wegen einer längst vergangenen Unverfrorenheit der „Presse“ tadelt. Man plaudert, führt Schmä und erzählt einander von den neuesten Auktionen in Wien, Koller sagt dann noch, dass sie sich ein bisschen rar mache, nicht mehr so viel in die Öffentlichkeit gehen will. Heller lächelt verständnisvoll. Auch er tritt de facto nicht auf, geht prinzipiell nie auf Veranstaltungen und sogenannte Events. Einzige Ausnahme: Wenn einer seiner engen Freunde und Mitstreiter ihn ruft. So wie nun Christian Seiler, der die autorisierte Biografie schreiben durfte

und selbstverständlich auch die Einnahmen daran verdient.

Die beiden Punkte, die ihm in dem Buch persönlich wichtig sind: seine schwere seelische Verzweiflung, fast Erkrankung, seine schwierige Heilung und seine Wandlung zu einem Menschen, der weiß, dass er ständig an sich arbeiten muss, aber eben auch dabei scheitern darf, solange er es wieder versucht. Und: Die Mär vom Millionen-Erben des Zuckerl-Imperiums wird klar demontiert. Ja, Heller erbte – wesentlich weniger als oft angenommen – von seinem Vater. Nein, das ist nicht das Vermögen, das Heller heute seinen Lebensstandard erlaubt, sondern das er mit eigener Kraft erarbeitete. Das Erbe war dank eines nicht gerade erfolgreichen Filmprojekts bald aufgebraucht. Ob

die Legende vom reichen jüdischen Erbe nicht auch ein antisemitisches Stereotyp sei? Heller: „Vielleicht auch ein wenig, aber es ist vermutlich vor allem der ganz normale Neid.“

Es geht weiter durch die Ferstel-Passage – „wenn ich so tun will, als sei ich in Mailand“ – und zu einem absurd-wienerischen Ort: Im Palais Harrach gibt es im hintersten Hof eine Grabstelle, nicht ein Habsburger oder alter Vindobona-Römer, sondern die Frau von Hauseigentümer Karl Wlaschek fand hier ihre letzte pompöse Ruhestätte. Apropos Tod: Beim Burgtheater angekommen erinnert sich Heller an mehrere Begräbnisse von Schauspielern des Hauses, die ein letztes Mal im Sarg um die vermutlich wichtigste kulturelle Institution der Stadt getragen wurden.

Nur ein paar Schritte weiter und wir stehen vor der politischen Zentrale des Landes. Nicht etwa der SPÖ-Parteizentrale, der Heller unter Laura Rudas schlicht gar keine Bedeutung mehr zumisst, sondern dem Kanzleramt. Zwar konstatiert er auch dort einen herben Verlust an politischer Bedeutung, Geisteskraft und Gestaltungswillen, aber zumindest hat er gute Erinnerungen. Als Alfred Gusenbauer Kanzler wurde, stand Heller oft unter dem Balkon des Kanzlerbüros und führte mit dem oben stehenden Freund laute Gespräche unter Einschluss der üblichen kleinen Gemeinheiten. Dass sein alter Freund wenig erfolgreich war, hatte Heller weder erwartet noch richtig verstanden. „Die Zeit war zu kurz“, lautet ein fast schon berühmtes Zitat Hellers. Zu kurz, um echte Reformen anzugehen, zu kurz, um die Partei von sich zu überzeugen, zu kurz, um eine echte Aufbruchsstimmung im Land zu erzeugen, mittels der auch unpopuläre, aber notwendige Maß-

nahmen möglich gewesen wären. Heller fühlte sich immer der SPÖ verbunden, aktuell ist die Liebe erkaltet. Mit Bruno Kreisky hatte der junge Heller zwar ein enges Verhältnis, wurde immer wieder zu Vier-Augen-Gesprächen gebeten und geladen, an der Haltung des „Alten“ gegenüber Israel, vor allem aber auch gegenüber Simon Wiesenthal übte Heller aber scharfe Kritik. Zurück zu Gusenbauer: „Er hat zum Amtsantritt das ganze Kanzleramt Raum für Raum besichtigt, dabei

fand er auch das Zimmer, in dem das Attentat auf Engelbert Dollfuß stattgefunden hatte und in dem Gusenbauers Vorgänger Wolfgang Schüssel eine Kerze aufstellen hatte lassen, die täglich ausgewechselt wurde und dauernd brannte.“ Gusenbauer fand das unangemessen und ließ sie entfernen.

Eine Gasse weiter und wir stehen vor der faschistischen Vergangenheit der Familie Heller: In Räumlichkeiten im Gebäude der Minoritenkirche

Heller und Nowak auf Stadttour





Heller im Ferstel: „Wenn ich so tun will, als sei ich in Mailand.“

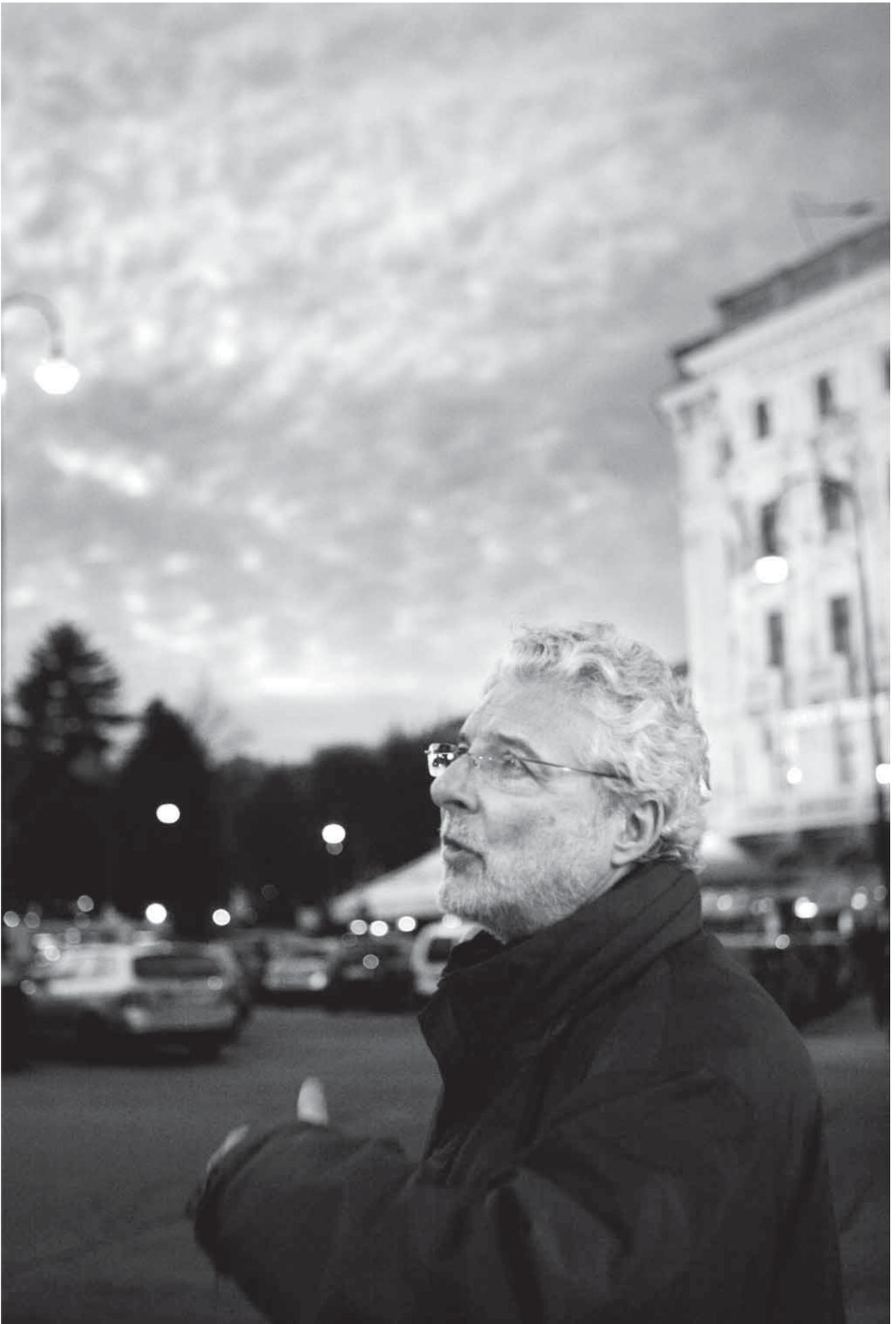
versammelten sich bis zum Einmarsch Adolf Hitlers die Mitglieder des Clubs der italienischen Faschisten Wien. Prominentes Mitglied: Der Jude Stephan Heller, Chef der gleichnamigen Zuckerfabrik, persönlich bekannt mit Benito Mussolini und Gabriele d'Annunzio. Man versteht sich als deutlich avantgardistischer als die katholisch-verzopften Austrofaschisten. Heller senior verachtet das braune Nazi-Proletariat, das dann die Macht ergreift. Er wird verhaftet, entgeht Lager und vermutlich dem Tod nur durch eine persönliche Intervention Mussolinis. Er darf ausreisen, lässt seine nichtjüdische Frau Elisabeth und den erstgeborenen Sohn Fritz zurück. Er geht nach Frankreich, dort schließt er sich Charles de Gaulle und seinem Widerstand an, wird später indessen Londoner Exilregierung Verbindungsmann zum Weißen Haus. Nach 1945 kehrt er als dekoriertes Sieger zurück. Jahrzehnte später findet Heller den Brief des Fliegers und abstrusen Kurzzeit-Mini-Staats-Gründer d'Annunzio. Dass Heller heute seinen Paradies-Garten

in Gardone hat, wo auch das Mausoleum und die Gärten des Faschisten-Helden stehen, ist eine schöne Ironie der Geschichte und der Beweis, dass Zufälle die besten Erzählungen liefern.

Dass Heller erst sehr spät erfuhr, dass er Jude ist, war wohl typisch für das Nachkriegsösterreich und prägte Heller. Der notorische Schulversager musste in eine teure, aber einfache Privatschule nach Bad Ausee, der Direktor war Obersturmbannführer der SS und rechte Hand des Massenmörders Ernst Kaltenbrunner gewesen. Doch Willhelm Höttl blieb – man kann fast schon schreiben: natürlich – unbehelligt und stellte den neuen Schüler wie folgt vor: „Das ist unser neuer Schüler. Er heißt Heller. Ihr setzt Euch besser nicht neben ihn, in seinen Adern fließt böses Blut.“ Heller spürte den Kampfgeist in sich wachsen, der ihn politisch bis heute antreibt und viel später zu einem der Initiatoren des Lichtermeers gegen das FPÖ-Ausländervolksbegehren machen sollte. Als in Bad Aussee auch noch ein Nazi-Tref-

fen versammelter Burschenschaftler ausgetragen wurde und Heller Gesänge hörte, dass die Gaskammern zu klein gewesen seien, fuhr Heller nach Graz. Dort marschierte er ins Büro des Landeshauptmanns und erklärte der Sekretärin, was in Bad Ausee vor sich geht und dass sie das dem Landeshauptmann sagen sollte. Der erfuhr es und informierte gleich den Direktor, der Heller bei dessen Rückkehr mit einem freundlichen „Trottel“ begrüßte. Doch der Trottel war dann Höttl, dem es nur um das Schulgeld ging. Er verlangte das deutsche Ehrenwort von Heller, dass dieser ein weiteres Jahr in die Schule komme, dann würde er auch ein positives Zeugnis bekommen: Heller gab es ihm und kehrte nicht mehr wieder.

Am Schluss landet die Spaziergangsrunde im Café Demel, das Heller gerne gekauft hätte. „Ich wollte immer eine Wiener Institution wie das Riesenrad oder den Demel besitzen.“ Und an dieser Stelle würde ich es nie wagen, Heller als eine solche zu bezeichnen.



stadt
Theater *wal*
fisch
gasse

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

stadtTheater walfischgasse, Walfischgasse 4, 1010 Wien

REVANCHE

von Anthony Shaffer

mit Cornelius Obonya und Rupert Henning

Regie: Carolin Pienkos

... eine packende Aufführung ... (Die Presse)

... Ganz großes Theater im kleinen, feinen Rahmen der Walfischgasse. (Wiener Zeitung)

Cornelius Obonya und Rupert Henning liefern ein schauspielerisches Gustostück ... (Salzburger Nachrichten)

3., 4., 13., 15., 19., 22., 25., 28. April
2., 5., 7., 10. Mai

Beginn jeweils 20.00 Uhr

Foto: Sepp Gallauer

Gesucht: ein neues Gesicht für Österreichs Juden

Im November wählen die Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde ihre Gemeindevertretung neu. Der Wahlkampf hat schon begonnen.

VON BARBARA TÓTH

Knapp 7600 Wahlberechtigte, noch gut ein halbes Jahr Zeit bis zum Urnengang, 24 zu vergebene Gemeinderatssitze: Quantitativ gesehen sind die Wahlen der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) so bedeutend, als würde Freistadt in Oberösterreich, Ferlach in Kärnten oder Zeltweg in der Steiermark seine Stadtregierung wählen. Aber weil die Wählerinnen jene Gruppe von Menschen repräsentieren, die einst aus Österreich vertrieben und ermordet wurden, und weil der Präsidenten der IKG in der Vergangenheit stets auch eine wichtige öffentliche Figur war, interessiert das Kandidatenrennen bereits jetzt die Medien – nicht nur die jüdischen.

Ein Blick auf den jüdischen Vorwahlkampf zeigt eine, um es in der Sprache der Politologen zu sagen, äußerst bewegte Parteienlandschaft mit derzeit acht antretenden Listen, davon zwei Neugründungen – Zustände, von denen Politikverdrossene bei den österreichischen Parlamentswahlen nur träumen können.

Grund für diese Volatilität ist ein möglicher Generationswechsel. Ariel Muzicant, der Mann, der Wiens Jüdinnen seit dem Jahr 1998 Ge-

sicht und Stimme gegeben hat, tritt nicht mehr an. Sein von ihm bereits eingesetzter Nachfolger im Amt, der 48-jährige (Alvorada-Geschäftsführer) Oskar „Ossi“ Deutsch, soll die Hausmacht ihrer gemeinsamen Gruppierung „Atid“ („Zukunft“) im Kultusrat sichern (siehe Kasten). Als Herausforderer hat sich bis dato nur ein weiterer Kandidat deklariert: Martin Engelberg, 52 Jahre alt, Psychoanalytiker und Coach, Mann der Direktorin des Jüdischen Museums, Danielle Spera – und NU-Mitbegründer der ersten Stunde. Er tritt mit der Liste „Chaj – Jüdisches Leben“ an. Neu auf dem Stimmzettel ist auch die Gruppierung „Respekt“ rund um die Bankerin Patricia Kahane. Sie hat keine Person für das Präsidentenamt nominiert und konzentriert ihren Wahlkampf darauf, einen neuen Stil in der Gemeinde einzufordern.

Kontinuität oder Modernisierung, das sind dann auch die Hauptthemen der beginnenden Kampagnen und Gegenkampagnen, die derzeit vor allem im Kleinen und mittels klassischer wie neuer Medien geführt werden. „Respekt“ etwa unterhält eine aufwendige Internetseite mit ausführlichen Artikeln zu Detailfragen, wie etwa der Zukunft des IKG-Archi-

vs. Engelberg lädt jeden Freitagabend zum Shabbat-Essen ins koschere Restaurant „Alef-Alef“. Atid bejubelt in der hauseigenen Zeitung gleichen Namens die Ära Muzicant und porträtiert seinen Nachfolger Deutsch in sanften Tönen.

Und dann gibt es noch den eifrigen jüdischen Blogger Samuel Laster, der aus seinem Portal „Die Jüdische“ gerne eine Art IKG-Drudge-Report machen würde, dessen Beiträge aber nicht, wie das US-Original, die Politik bewegen, sondern meistens nur Nebensächlichkeiten abhandeln.

Muzicants Erbe ist vor allem ein wirtschaftliches. Unter seiner Präsidentschaft hat die IKG – gemessen an der Mitgliederzahl – die stärkste Infrastruktur in Europa aufgebaut: 12 Schulen und Ausbildungsstätten, 16 Synagogen und Bethäuser, das psychosoziale Ambulatorium ESRA, das Maimonides Zentrum, den Sportclub Hakoah und inzwischen zwei periodische Publikationen gehören zum Reich der IKG. Die beiden neu antretenden Listen „Chaj“ wie „Respekt“ wollen einerseits mehr Transparenz in die Kultusangelegenheiten sowie ganz allgemein mehr jüdisches Leben in die Gemeinde bringen. „Auf

eine Phase der Unsicherheit nach dem Holocaust folgte die Periode des Wiederaufbaus, repräsentiert durch Paul Grosz und, kumuliert in großen Projekten, durch Muzicant“, meint Engelberg. „Jetzt geht es darum, die Infrastruktur mit jüdischem Leben zu erfüllen.“

Aber wie? Durch Zuwanderung, wie es Muzicant und auch sein Nachfolger Deutsch anstreben? Als drittes Wahlkampfthema schwingt daher immer auch das des Umgangs mit der Orthodoxie mit, den die Mehrzahl der zugewanderten Juden gehört dieser an. „Respekt“ etwa setzt sich in diesem Zusammenhang für eine gezielte Anwerbung ungarischer Juden ein, im Gegensatz zu der von



FOTO ©: APA

Ariel Muzicants Nachfolger Oskar „Ossi“ Deutsch hat das Präsidentenamt zu verteidigen.

WER DARF WÄHLEN?

Wählerinnen müssen 18 Jahre alt, Mitglied der IKG sein und ihren Hauptwohnsitz in Wien haben – und zwar laut IKG-Statut Österreicherinnen seit 6 Monaten, EU-Bürgerinnen seit zwei Jahren, Nicht-EU-Bürgerinnen seit vier Jahren. Das gilt nicht für Personen, die schon am 13. März 1938 Mitglieder der Kultusgemeinde waren. Wer sich nicht sicher ist, ob er als IKG-Mitglied registriert ist, sollte bis 15. April im Sekretariat des IKG-Präsidenten nachfragen, dort liegt die Wählerliste auf.

WER WIRD GEWÄHLT?

Der 24-köpfige Kultusrat, der wiederum den Präsidenten mit einfacher Mehrheit für fünf Jahre wählt. Bei Stimmgleichheit entscheidet das Los. Wer sitzt jetzt im Kultusrat? Atid (10) – Muzicants und Deutschs Liste Liste Sefardim-Bucharischer Juden (5) Bund Sozialdemokratischer Juden (2) Khal Israel (2) – vertritt orthodoxe Juden Gesher (2) – eine junge, liberale Liste, tritt nicht mehr an Misrachi (1) – vertritt religiöse Juden Liste Georgischer Juden (1)

WER TRITT NEU AN?

Chaj – Jüdisches Leben Respekt

Muzicant verfolgten Strategie, vor allem orthodoxe Juden nach Wien zu holen. Engelberg will zuerst jene 6000 bis 8000 Juden in Wien in die Gemeinde integrieren, die noch nicht eingebunden sind. „Erst dann kann man über eine Zuwanderung aus anderen Ländern nachdenken.“

Dieser Konflikt im Judentum ist nicht neu. Er prägte das jüdische Leben um die Jahrhundertwende. Damals schon waren die Gemeinsamkeiten zwischen dem assimilierten, bürgerlichen Judentum in ihren frisch bezogenen Ringstraßenpalais und ihren Glaubensgenossen aus dem galizischen Shtetl jenseits des Donaukanals gering. Nach der Schoah gibt es eine große Grundlinie der Solidarität unter den Juden, das Wissen um das gleiche Schicksal. Selbst wer die Orthodoxen nicht verstehen kann, fühlt sich für sie mehr verantwortlich oder ihnen verbunden als anderen religiösen Gruppen. Deshalb ist es für alle wahlwerbenden Gruppierungen wichtig, dass Wiens jüdische Gemeinde eine „Einheitsgemeinde“ ist. Unterschiedliche religiöse Strömungen finden sich unter einem Dach wieder, wenn auch mit Schwierigkeiten. Wer also Mehrheiten im Kultusrat finden will,

muss alle Juden ansprechen, liberale bis orthodoxe, und jetzt schon Koalitionsversprechen für die Zeit nach der Wahl machen – eine spannende Herausforderung.

Weil das Amt des IKG-Präsidenten immer auch ein öffentliches war, spielt nicht zuletzt auch die Stilfrage im Wahlkampf eine Rolle. Muzicant geht mit dem Etikett des Mahners und Haider-Bekämpfers in den Unruhestand. Er prägte Begriffe wie „Kellernazi“ und lieferte sich mit der FPÖ harte Gefechte auch vor Gericht. Deutsch kündigte in einem seiner raren Interviews an, an Deutlichkeit gegenüber der FPÖ auch weiterhin nichts vermissen zu lassen, aber gleichzeitig „die Türen zu öffnen und uns als Teil der österreichischen Gesellschaft zu präsentieren“ zu wollen. Eine Formulierung, die zuvor schon Engelberg verwendet hatte, dessen Wahlkampf stark von der Idee geprägt ist, dem jüdischen Leben ein moderneres, mitunter auch moderateres Gesicht zu geben. „Brücken zu schlagen“, nennt er das. „Respekt“ setzt eher auf innerjüdische Themen, vor allem auf Transparenz und Kontrolle. Die Liste fordert „open governance“, allen voran in der Finanzgebarung.

NU hat die beiden derzeit bekannten Kandidaten für das IKG-Präsidentenamt gebeten, den Fragebogen des französischen Schriftstellers Marcel Proust zu beantworten. Oskar Deutsch, amtierender Präsident, sagte „leider ab, da ich meine Zeit für die Leitung der Israelitischen Kultusgemeinde Wien verwende“. Vielleicht schafft er es fürs kommende NU, wir haben ihn erneut darum gebeten. Martin Engelbergs Antworten lesen Sie hier.

Wo möchten Sie leben?

In Wien, Israel und den USA.

Was ist für Sie das vollkommene irdische Glück?

Friede, Freiheit und ein erfülltes Leben.

Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten?

Solche, die passieren, obwohl man sich bemüht hat, es richtig zu machen.

Was ist für Sie das größte Unglück?

Krankheit.

Ihre liebsten Romanhelden?

Ari Ben Kanaan.

Ihre Lieblingsgestalt in der Geschichte?

Itzhak Rabin.

Ihre Lieblingsheldinnen/-

helden in der Wirklichkeit?

Menschen, die unter Einsatz ihres Lebens anderen helfen.

Ihr Lieblingsmaler?

Herbert Brandl, Hermann Nitsch, Jackson Pollock.

Ihr Lieblingsautor?

Amos Oz, Leon de Winter.

Ihr Lieblingskomponist?

Wolfgang Amadeus Mozart, Gustav Mahler.

Welche Eigenschaften schätzen

Sie bei einer Frau am meisten?

Die Fähigkeit zu lieben.

Welche Eigenschaften schätzen Sie

bei einem Mann am meisten?

Charakterstärke.

Ihre Lieblingstugend?

Mut.



FOTO ©: STEPHANIE DEL MONTE

Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Was ich gerade tue.

Wer oder was hätten Sie gern sein mögen?

Präsident der USA.

Ihr Hauptcharakterzug?

Stärke.

Was schätzen Sie bei Ihren Freunden am meisten?

Ehrlichkeit, Beständigkeit, Zugewandtheit.

Ihr größter Fehler?

Manchmal zu schnell zu sein.

Ihr Traum vom Glück?

Gesundheit, eine glückliche Beziehung zu meiner Frau und meinen Kindern, einen erfüllenden Beruf, viele gute Freunde und interessante Begegnungen zu haben.

Was wäre für Sie das größte Unglück?

Der Verlust von Menschen, die mir nahestehen.

Was möchten Sie sein?

Das, was ich bin.

Ihre Lieblingsfarbe?

Blau.

Ihre Lieblingsblume?

Rose.

Ihr Lieblingsvogel?

Adler.

Ihr Lieblingsschriftsteller?

Arthur Schnitzler, Friedrich Torberg.

Ihr Lieblingslyriker?

Heinrich Heine.

Ihre Helden der Wirklichkeit?

Die israelischen Soldaten bei der Befreiungsaktion in Entebbe.

Ihre Heldinnen in der Geschichte?

Geschwister Scholl.

Ihre Lieblingsnamen?

Danielle, Samuel, Rachel, Deborah.

Was verabscheuen Sie am meisten?

Verrat.

Welche geschichtlichen Gestalten verabscheuen Sie am meisten?

Alle Diktatoren.

Welche Reform bewundern Sie am meisten?

Die Reformen des Sozial- und Gesundheitswesens.

Welche natürliche Gabe möchten Sie besitzen?

In die Zukunft blicken zu können.

Wie möchten Sie gern sterben?

Im Schlaf.

Ihre gegenwärtige Geistesverfassung?

Sehr gut.

Ihr Motto?

Mache etwas aus deinem Leben.

Er ist der Fragebogen, den Journalisten zur Hand nehmen, wenn sie ihren Gesprächspartner kennenlernen wollen: Vom Schriftsteller Marcel Proust ursprünglich als Gesellschaftsspiel für die Pariser Salons entwickelt, gehören die 36 Fragen inzwischen zum Standardrepertoire. Das amerikanische Magazin „Vanity Fair“ bittet seit Jahren, Prominente auf der letzten Seite, diese Fragen zu beantworten. Das Magazin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ ebenfalls.

Prousts Fragebogen ist so beliebt wie bewährt, weil er den Fragesteller subtil herausfordert. Die Fragen entlocken nicht nur viel Persönliches, sondern zeigen auch auf, in welchem intellektuellen Umfeld sich der Antwortende bewegt. Er kann Geist und Witz, die Kardinaltugenden der französischen Salons, beweisen – oder sich als Langweiler entpuppen. Unterhaltsam sind Prousts Fragen immer, allein schon, weil man sich unweigerlich fragt: Was würde ich antworten?





FOTO ©: WIKIPEDIA

European Jewish Parliament – Intransparency International?

Es klingt fast wie ein Witz. Zwei milliarden schwere ukrainische Oligarchen gründen ein privat finanziertes Europäisch-jüdisches Parlament – außerhalb aller bestehenden Strukturen jüdischer Repräsentation. Per Internet wird eine chaotische und völlig intransparente Wahl der Parlamentsmitglieder durchgeführt, die nun als Vertreter des europäischen Judentums in Brüssel positioniert werden sollen.

VON DAVID RENNERT

Das European Jewish Parliament (EJP) trat Mitte Februar zum ersten Mal in Räumlichkeiten des Europäischen Parlaments in Brüssel zusammen. Die 120 Mitglieder, säkulare wie religiöse Männer und Frauen, seien von insgesamt 403.810 Menschen gewählt worden und würden 47 Länder repräsentieren. „Zum ersten Mal haben sich hier Vertreter und Organisationen versammelt, die 3,5 Millionen jüdische Bürger unseres Kontinents repräsentieren“, hieß es in der Eröffnungsrede durch ein Mitglied des Eu-

ropäischen Parlaments. Sie sollen als „eine repräsentative Stimme für die jüdischen Gemeinden Europas sprechen“ und sich für deren Interessen einsetzen. Strukturell orientiert sich das EJP nach eigenen Angaben an der israelischen Knesset. Erklärtes Ziel ist es, jüdische Interessen auf EU-Ebene zu vertreten und dabei Transparenz und Demokratie zu stärken.

Im Jahr 2010 versuchten die ukrainischen Milliardäre Igor Kolomoisky und Vadim Rabinovich erfolglos, die

Präsidenschaft des European Council of Jewish Communities (ECJC) zu übernehmen. Daraufhin spaltete sich ihre Fraktion vom ECJC ab und gründete kurzerhand die European Jewish Union (EJU), die das EJP organisiert und finanziert. Auch ein eigener TV-Sender, Jewish News 1 (JN1), wurde eingerichtet.

An Kritik zu Entstehung, Zusammensetzung und Durchführung der Mitgliederwahl des EJP mangelt es indes nicht. Serge Chwajgenbaum,

Generalsekretär des European Jewish Congress (ECJ), nannte das EJP eine „nicht seriös erscheinende, vollkommen private Initiative“, berichtete die „Jüdische Allgemeine“. Die Umgehung aller bestehenden Strukturen sei inakzeptabel, die Gründung einer zusätzlichen Lobby „absoluter Nonsense“.

Auch die Wahlmodalitäten riefen Unverständnis hervor. Jeder europäische Jude sollte selbst für sein Land kandidieren oder beliebige andere Personen als Kandidaten vorschlagen können – eine Regelung mit bizarren Folgen. So landete eine Vielzahl prominenter Persönlichkeiten, darunter der Fußballstar David Beckham, der Komiker Sacha Baron Cohen und der Filmemacher Roman Polanski auf der Kandidatenliste, ohne je etwas vom EJP gehört zu haben. Viele ließen ihre Kandidatur umgehend streichen, so etwa die Politikerin und ehemalige Repräsentantin der Jüdischen Gemeinde Belgiens, Viviane Teitelbaum. „Ich fragte mich, wie soll das funktionieren? Wie soll das repräsentativ sein? Wie viele Menschen werden wählen? Man hätte die Leute fragen sollen, ob sie überhaupt kandidieren wollen“, sagte sie gegenüber „JTA News“.

Tomer Orni, CEO der European Jewish Union, schrieb zu Beginn der Wahl im vergangenen Herbst enthusiastisch: „Zum ersten Mal wählen europäische Juden ihre Repräsentanten direkt und nach dem neuesten Stand moderner Technologie. Ich glaube, diese Wahlen leiten den Beginn einer neuen Ära des europäischen Judentums ein. Von heute an hat jeder Jude in Europa eine Stimme!“

Den Kriterien einer demokratischen transparenten Abstimmung wurde die Wahl jedoch nicht gerecht: Die Wähler waren dazu angehalten,

sich online zu registrieren und per Internet ihre Stimme für einen Kandidaten ihres Landes abzugeben. Wie die Richtigkeit der Registrierungen sichergestellt wurde, bleibt unklar. Ein amerikanischer Journalist von „The Jewish Week“ konnte jedenfalls problemlos für einen albanischen Kandidaten stimmen. Zudem wurden die Fristen der Wahl mehrfach verlängert und die Ergebnisse erst wenige Tage vor der ersten Sitzung Mitte Februar veröffentlicht.

„Demokratie geht nicht ohne Chaos“ rechtfertigte Alexander Zanger vom Hauptquartier der EJU in Brüssel die Abstimmung in der „Jüdischen Allgemeinen“. Die Wahl sei eben ein richtiges jüdisches Chaos gewesen. Der zunehmende Antisemitismus in Europa und die drohende Marginalisierung jüdischer Minderheiten machten neue, demokratischere Initiativen dringend notwendig. Denn die etablierten Organisationen bestehen für Zanger aus „Mitgliedern, die sich selbst gewählt haben. Sie schütteln anderen Amtsträgern gerne die Hand und finden sich selbst wichtig.“

Für Österreich sitzen nun zwei Mitglieder im EJP: Der Musiker Roman Grinberg und Ilja Sichrovsky, Generalsekretär der Muslim Jewish Conference (MJC).

Sichrovsky bestätigte gegenüber NU, dass er sich im vergangenen Herbst zu einer Kandidatur bereiterklärt hatte. Er sei im Zuge der Muslim Jewish Conference 2011 in der Ukraine vom Vorsitzenden des Ukrainian Jewish Committee, Eduard Dolinsky, dazu eingeladen worden. An der ersten Sitzung im Februar habe er allerdings aus terminlichen Gründen nicht teilnehmen können.

Grinberg hingegen wusste weder von seiner Kandidatur, noch hatte er jemals etwas vom EJP gehört –

bis zwei Tage vor der ersten Sitzung des Parlaments. Man eröffnete ihm, er sei gewähltes Mitglied und solle übermorgen nach Brüssel reisen. Innerhalb einer Stunde müsse er die Mitgliedschaft annehmen, sonst sei die Person mit den meisten Stimmen nach ihm an der Reihe. Nach kurzer Internet-Recherche entschied er sich für die Teilnahme.

Was ist also vom EJP zu erwarten? Im Augenblick ist das noch schwer zu beurteilen. Heftige Diskussionen im Vorfeld der ersten Sitzung hat es allerdings bereits gegeben: Die EJU lud die Conference of Presidents of Major American Jewish Organizations, Dachorganisation von 51 amerikanischen jüdischen Organisationen, zur Inauguration nach Brüssel ein. Prompt ließ der Vizepräsident der Jüdischen Gemeinde Frankreichs, Meyer Habib, wissen: „Eine Zusammenarbeit mit der EJU wäre eine Beleidigung für die europäischen Gemeinden.“

Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in Belgien, Maurice Sosnowski, warnte davor, auf EU-Ebene für Verwirrung zu sorgen: „Wenn jeder kommt und sich als Repräsentant der Jüdischen Gemeinden ausgibt, wird man in der EU bald nicht mehr wissen, wem man die Hand schütteln soll“, sagte er der Zeitung „The Canadian Jewish News“. „Und eines Tages wird man vielleicht gar keine Hände mehr schütteln.“

Dass zur konstituierenden Sitzung des EJP exklusiv Journalisten des eigenen Fernsehsenders JN1 zugelassen waren, erhöht jedenfalls nicht das Vertrauen auf die Umsetzung der selbst gesteckten Ziele: Mehr Demokratie und Transparenz in der Repräsentation des europäischen Judentums. Mit einer Stimme für die europäischen Gemeinden zu sprechen ist mitunter problematisch.

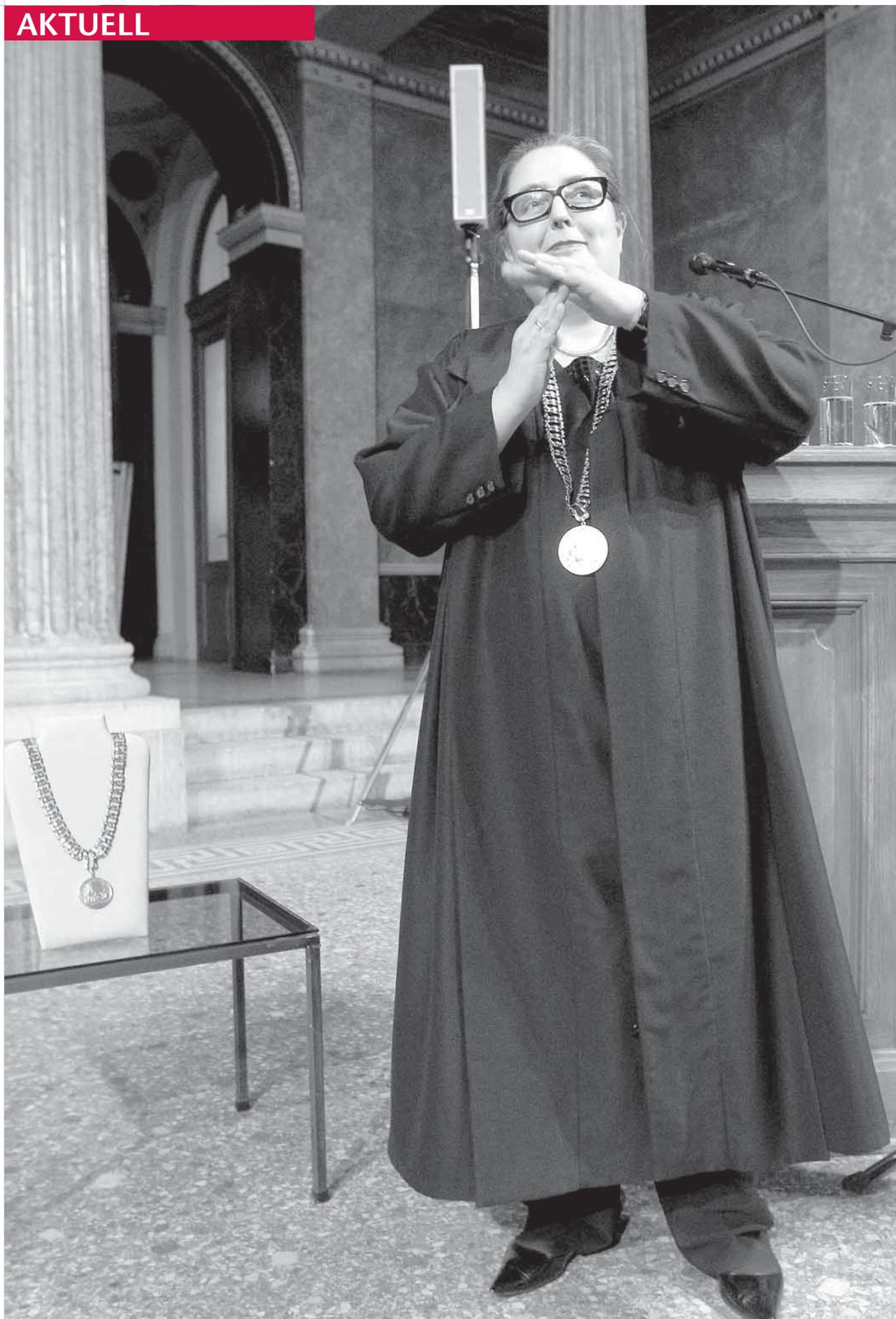


FOTO ©: APA

„Einen Brief schreiben und sagen ‚Wir entschuldigen uns‘, ist vertrottelt“

Wie kann eine Universität mit ihrem Nazi-Erbe umgehen?

Die neue Rektorin der Akademie der Bildenden Künste, Eva Blimlinger, will neue Wege der Vergangenheitsaufarbeitung gehen.

VON RUTH EISENREICH

NU: Frau Blimlinger, haben Sie schon Bekanntschaft mit der Plattform Geschichtspolitik gemacht?

Blimlinger: Klar. Wir waren schon in Kontakt, bevor ich mich als Rektorin beworben habe, weil die immer wieder meinen Rat wollten, wie sie im Bereich der Provenienzforschung agieren sollen. Jetzt gibt es Kontakt hauptsächlich wegen dem Weinheber-Denkmal.

Zwischen Ihrem Vorgänger Stephan Schmidt-Wulffen und der Plattform herrschte praktisch Krieg. Bei Ihnen ist das anders?

Das ist kein Krieg, gar nicht. Es gibt in manchen Dingen eine inhaltliche Auseinandersetzung, und zwar nicht über die Vorhaben dem Grundsatz nach, sondern wie diese Vorhaben gemacht werden sollen – zum Beispiel wie die Umgestaltung des Denkmals oder die Texte dort ausschauen sollen. Das ist eine äußerst produktive Diskussion. Da gibt es auch einen Diskussionsprozess innerhalb der Plattform, die auch mit anderen Historikern, Historikerinnen und Schriftstellern zusammenarbeitet.

Wo sind Sie unterschiedlicher Meinung?

Bei Kontextualisierungen ist immer die Frage: Welcher Medien bediene ich mich? Was ist erforderlich, um

DIE KRITIK AN DER AKADEMIE

In der Ausgabe 2/2011 berichtete NU über Vorwürfe der Plattform Geschichtspolitik, einer Gruppe von Studierenden und jungen Lehrenden, an die Akademie der Bildenden Künste und deren damaligen Rektor Stephan Schmidt-Wulffen. Die Akademie verweigere immer noch eine korrekte Aufarbeitung ihrer Vergangenheit unter dem Nationalsozialismus, sagte die Plattform: Die von den Nazis vertriebenen Lehrenden und Studierenden hätten von der Akademie nie ein Wort der Anerkennung oder des Bedauerns gehört; in der offiziellen Selbstdarstellung der Akademie auf deren Website werde die Nazi-Zeit unter den Tisch gekehrt; und die Akademie weigere sich, die Herkunft möglicherweise arisierter Objekte in ihrem Besitz untersuchen zu lassen. Außerdem sei der Nazi-Dichter Josef Weinheber immer noch Ehrenmitglied der Akademie und am Schillerplatz direkt vor deren Gebäude stünde immer noch ein Weinheber-Denkmal. Außer in Bezug auf dieses Denkmal zeigte Rektor Schmidt-Wulffen im Gespräch mit NU wenig Verständnis für die Forderungen der Plattform: Es gäbe keine Hinweise auf arisierte Objekte, sagte er und er wisse nicht, wie eine verspätete Anerkennung der Vertriebenen funktionieren solle. Auch die Kritik an der verharmlosenden Darstellung der Nazi-Jahre in der Zeittafel der Akademie konnte er nicht nachvollziehen.

der Kontextualisierung einen Inhalt zu geben? Beschränke ich mich auf ästhetische Mittel, oder benötigt es darüber hinaus einer schriftlichen Erklärung? Das ist immer ein Spannungsverhältnis. Ich bin eher der Meinung, man sollte eine ästhetische Umsetzung finden, die ausreichend ist. Bei dem Weinheber-Denkmal ist das insofern kompliziert, weil es ja keine so bekannte Person ist, dass jeder, der da vorbeigeht, den Kontext kennt. Da gehen viele Touristen vorbei, die – Gott sei Dank – nicht den leisesten Schimmer haben, wer der Herr Weinheber ist. Das heißt, der kriegt durch die Kontextualisierung erst eine Aufmerksamkeit, die ich aber zugleich wieder brechen muss.

Gibt es schon konkrete Pläne, wie die Umsetzung aussehen könnte?

Es gibt eine Einreichung beim KÖR (Kunst im Öffentlichen Raum, Anm.), aber das ist in der Verantwortung der Plattform. Das ist ja ein Denkmal, das von der Stadt Wien betreut wird. Wir unterstützen die Plattform schon, wir können den Künstlern und Künstlerinnen, weil die ja bei uns tätig sind, auch Geld dafür geben, wie wir das bei anderen Projekten auch machen – aber für die tatsächliche Umgestaltung können wir aus unseren Mitteln natürlich nichts geben, weil die für die Uni-

„Da ginge es schon eher darum, zum Beispiel eine nachträgliche Diplomverleihung zu machen, Ehrendiplome zu geben. Es kann ja nur bei einer symbolischen Geste bleiben, nur muss die auch entsprechend sein und darf nicht eine neuerliche Verletzung sein, indem sie zum Alibi verkommt.“ Eva Blimlinger über die Anerkennung der von der Akademie Vertriebenen.

versität und nicht für ein Denkmal der Stadt Wien sind. Das muss schon wer anderer zahlen.

Gehen wir einmal die verschiedenen Punkte durch, die die Plattform kritisiert hat. Was ist der Stand der Dinge in Bezug auf Josef Weinhebers Ehrenmitgliedschaft an der Akademie?

Das ist im Prinzip erledigt. Ich habe mir jetzt, auch mit Hilfe der Plattform, die Akten zusammengesucht. Die Akademie hat im August '45 alle Ehrenmitgliedschaften aberkennen lassen, die während des Nationalsozialismus verliehen worden sind. Wilhelm Furtwängler hatte zum Beispiel eine, die wurde ihm aberkannt. Albert Speer hat die Ehrenmitgliedschaft nicht angenommen, das heißt man brauchte sie ihm nicht aberkennen. Und dann steht in dem Schreiben: „Prof. Dr. h.c. Josef Weinheber ist tot“. Da die Ehrenmitgliedschaft mit dem Tod erlischt, war damit klar, das ist alles aberkannt.

Das war also falsche Aufregung.

Ja. Man muss auch Historiker einbeziehen, die sich mit Akten auskennen. Das habe ich mit der Plattform immer wieder besprochen und das machen sie jetzt auch stärker. Ich verstehe schon, dass man sich über so etwas aufregt, aber dann muss man in einem zweiten Schritt fragen: Wie war das?

Warum hat Albert Speer die Ehrenmitgliedschaft nicht angenommen?

Ehrlicherweise weiß ich das nicht. Mein Verdacht ist: weil Hitler hier abgelehnt wurde. Aber das ist eine reine Vermutung. Da müsste man einmal eine Recherche machen, in Berlin gibt es zu Speer zahllose Dokumente.

Nächster Punkt: Die Anerkennung der von der Akademie vertriebenen Lehrenden und Studierenden.

Dazu bin ich noch nicht gekommen, aber wir werden sammeln, wer das überhaupt ist. Es ist davon auszugehen, dass davon ganz wenige noch leben, und man muss schauen, wie das mit den Nachkommen ist, und dann ein geeignetes Format finden. Dass das nur so eine Veranstaltung oder ein Schreiben wird, wo man ihnen quasi das Bedauern ausdrückt, das ist mir ein bisschen unsympathisch. Da ginge es schon eher darum, zum Beispiel eine nachträgliche Diplomverleihung zu machen, ihnen



FOTO ©: WIKIPEDIA

„Ich bin eher der Meinung, man sollte eine ästhetische Umsetzung finden, die ausreichend ist.“ Eva Blimlinger auf die Frage, wie man das Josef-Weinheber-Denkmal neu gestalten könnte und auf die NS-Belastung Weinhebers hinweisen könnte.

Ehrendiplome zu geben. Es kann ja nur bei einer symbolischen Geste bleiben, nur muss die auch entsprechend sein und darf nicht eine neuerliche Verletzung sein, indem sie zum Alibi verkommt. Das ist ganz wichtig, sich das g'scheit zu überlegen. Das werden wir aber sicher heuer noch in den Blick nehmen.

Stephan Schmidt-Wulffen hat gesagt: „Mir ist rechtlich nicht klar, wie man das macht. Schreibt man den Enkeln, dass es einem Leid tut? Ich weiß nicht, ob das ein sinnvoller Akt ist.“ Das können Sie also nachvollziehen.

Ja, aber natürlich kann ich nicht nachvollziehen, wenn man sagt „Ich weiß nicht, wie man das tun soll“. Da muss man sich halt Formen überlegen und da gibt es eine Palette von Möglichkeiten, die dem Anlass auch entsprechen. Es gibt auch die Möglichkeit, mit anderen Institutionen zusammenzuarbeiten, mit dem Jewish Welcome Service oder dem Nationalfonds. Klar, einen Brief schreiben und sagen „wir entschuldigen uns“, ist vertrottelt.

Was ist der Stand der Dinge bei der Provenienzforschung?

Das teilt sich auf zwei Ebenen. Das Kupferstichkabinett und die Gemäldegalerie fallen unter das Kunstrückgabegesetz, weil sie im Eigentum des Bundes stehen. Im Arbeitsplan der Kommission für Provenienzforschung sind die Gemäldegalerie und das Kupferstichkabinett mit einem Vollzeitäquivalent drinnen. Der Arbeitsplan wird demnächst genehmigt und dann können wir schauen, wann wir die Stelle dafür kriegen.

Wie viele Werke müssen da untersucht werden?

In der Gemäldegalerie sind es nach erster Durchsicht 150 bis 200 Werke. Zwischen 1928 und 1952 hat es überhaupt keine Zugänge in der Gemäl-

„In der Gemäldegalerie muss man sich die Zugänge nach 1952 anschauen, es kann sein, dass es hier Bilder gibt, die – durch Kauf, Tausch, Schenkung, was auch immer – unter das Kunstrückgabegesetz fallen. Dasselbe gilt für das Kupferstichkabinett. Da kann man von mehreren tausend Objekten ausgehen, die zu untersuchen sind.“



FOTO ©: APA

degalerie gegeben, das ist der Nachweis dafür, dass die Gemäldegalerie nicht direkt entzogen hat. Aber die Zugänge nach 1952 muss man anschauen, es kann sein, dass hier Bilder gibt, die – durch Kauf, Tausch, Schenkung, was auch immer – unter das Kunstrückgabegesetz fallen. Dasselbe gilt für das Kupferstichkabinett. Da kann man von mehreren tausend Objekten ausgehen, die zu untersuchen sind.

Wie sieht es mit der Bibliothek aus?

Die Bibliothek fällt nicht unter das Kunstrückgabegesetz, weil sie der Akademie gehört und die Universitäten nicht im unmittelbaren Eigentum der Republik sind. Das heißt, die Untersuchung der Provenienzen hier müssen wir aus unserem Budget zahlen. Außerdem ist ein Teil des Zettelkatalogs und der Erwerbsakten nicht mehr da. Das heißt, es

ist weitaus komplizierter zu erheben. Wir werden aber schauen, dass wir auf jeden Fall bis zum Sommer ungefähr einen Fokus haben: Wie viele Bücher gibt es überhaupt, die man untersuchen muss? Dann muss man schauen, wie man das innerhalb des Personalstands der Bibliothek bewältigen kann. Angesichts der fehlenden Gelder für Universitäten wird eine eigene Stelle dafür nicht gerade die Stelle sein, die sie uns außerordentlich bewilligen.

Letzter Kritikpunkt: Die Darstellung der Geschichte der Akademie auf der Website. Die ist noch beim Alten.

Jaja. Wir sind gerade beim Relaunch der Website, deswegen haben wir die Inhalte noch nicht geändert. Aber das könnte man eigentlich relativ schnell machen. (Sie schreibt etwas auf ihren Block.) Das werde ich demnächst machen.

EVA BLIMLINGER

geboren 1961 in Wien, studierte Geschichte und Germanistik auf Lehramt an der Universität Wien. Sie lehrte an verschiedenen Universitäten, leitete die Öffentlichkeitsarbeit der Universität für angewandte Kunst, war Gleichbehandlungsbeauftragte der Österreichischen Rektorenkonferenz, sitzt im Kuratorium des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes und ist stellvertretende Vorsitzende des Kunstrückgabebeirats und wissenschaftliche Koordinatorin der Kommission für Provenienzforschung des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur. Seit Oktober 2011 ist sie Rektorin der Akademie der Bildenden Künste und steht damit dem ersten rein weiblich besetzten Rektorat Österreichs vor.

Warten auf den Schabbatzaun

Der Wiener Eruv hätte schon 2008 fertig werden sollen, gebaut ist er immer noch nicht. Wer nachfragt, warum, stößt auf Schweigen.

VON BARBARA TÓTH

„Die Rabbiner haben mich gebeten, nicht in der Öffentlichkeit darüber zu sprechen, und daran halte ich mich“, sagt der seit kurzem amtierende Präsident der Kultusgemeinde Oskar Deutsch. Mit diesen oder ähnlichen Worten entschuldigen sich derzeit alle, die mit dem Eruv zu tun haben. George Muzicant etwa, der sich um die Finanzierung des etwa eine Million schweren Projekts kümmert. Oder Raimund Fastenbauer, der als IKG-Generalsekretär ebenfalls mit dem Thema befasst ist.

Warum diese Zurückhaltung? Sie wird verständlicher, wenn man die Vorgeschichte des Projektes „Eruv für Wien“ kennt. Gut fünf Jahre ist es her, also vor den letzten Kultusratwahlen im Jahr 2007, als sich eine Initiative für die Schaffung dieser Schabbatgrenze bildete (siehe Kasten). Sie wurde maßgeblich von orthodoxen Frauen getragen, denen am Samstag das Schieben von Dingen, etwa Kinderwägen, verboten ist, und die damit mehr oder weniger ans Haus gebunden sind. Auch ältere Menschen im Rollstuhl sind betroffen. Etwa 2000 orthodoxe Juden leben in Wien, für sie alle brächte ein Eruv eine „deutliche Verbesserung der Lebensqualität“, wie der ehemalige IKG-Präsident

Ariel Muzicant damals argumentierte.

Die Kultusgemeinde versprach, die Kosten durch Spenden aufzutreiben und den Eruv umzusetzen, 2008 galt als das Jahr der Verwirklichung. Mit der Stadt Wien wurden Gespräche aufgenommen, denn die Installation eines Eruvs erfordert viel bürokratische Detailarbeit. Die Wiener Linien, die Stadtbaudirektion, die Magistratsabteilung 33, die ÖBB, das Denkmalamt, sie alle wurden eingebunden. Rund 35 Kilometer soll der Wiener Eruv umfassen, die Bezirke innerhalb des Gürtels sowie der zweite bis zur Ostbahngrenze, der dritte und 20. Bezirk wären damit eingeschlossen. Donauufer und Stadtbahn würden den größten Teil der religiösen Grenze bilden, künstlich zu schließen wäre vor allem jene 7000 Meter lange Strecke, auf der die U6 unterirdisch fährt. Neben bestehenden Lichtmasten müssten etwa 40 zusätzliche Masten aufgestellt und mit einem Draht verbunden werden. Unter Stadtbahnbrücken würden symbolische Torpfosten, so genannte Lechis, angebracht. Die Kultusgemeinde sagte zu, einen eigenen Rabbiner bereitzustellen, der wöchentlich am Donnerstag überprüft, ob die symbolische Schabbat-

grenze unversehrt ist. Der Projektverantwortliche der Kultusgemeinde, Maurizi Berger, meinte noch im Oktober 2008, die Planungen befänden sich in der Schlussphase. Doch das Jahr verstrich, ohne dass der Eruv Realität wurde. Dafür entdeckten Rechtsextreme das sensible Projekt für sich. „Juden nehmen Wien in Besitz“, hetzte die inzwischen verbotene Neonazi-Seite www.alpen-donau.info im Sommer 2009.

Danach wurde es noch ruhiger um das Projekt.

„Von uns aus ist der Eruv erwünscht und die Vorbereitungen getroffen“, sagt der Pressesprecher des Wiener Bürgermeisters Michael Häupl, Paul Weiss, zu NU. „Der Ball liegt nun bei der Kultusgemeinde.“ Ähnliches bekommt man auch in den zuständigen Magistratsabteilungen zu hören. „An der Stadt Wien kann es nicht mehr scheitern“, heißt es etwa. Aber derzeit herrsche seitens der Kultusgemeinde „Funkstille“. Hat die Kultusgemeinde den Eruv aus Sorge, Neonazis könnten ihn attackieren oder für demagogische Zwecke missbrauchen, hintangestellt? Hat man die Befürchtung, in der Öffentlichkeit kein Verständnis für eine Installation zu finden, die Strenggläubigen wirklich nutzt,

aber für viele Nichtreligiöse, ob jüdisch oder nicht, vielleicht etwas skurril anmuten mag?

Das alles sind auch Gründe für die aktuelle Zurückhaltung beim Eruv, ergaben NU-Recherchen. Gewichtiger ist jedoch, dass der Eruv auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft eine Art Feuerprobe ist. Denn gemäß jüdischen Gesetzen müssen dem Eruv alle Rabbiner zustimmen, und da bekanntlich das Bessere der Feind des Guten ist, besteht die Möglichkeit, dass sich immer einer Rabbiner findet, dem der Wiener Eruv am Ende doch nicht koscher genug ist. Deswegen hat die Kultusgemeinde auch schon einen Eruv-Spezialisten aus New York einfliegen lassen. Und deswegen müssen

die Vorbereitungen im wahrsten Wortsinn absolut lückenlos sein. „Das Schwierige dabei ist, die religiösen mit den technischen Details in Verbindung zu bringen“, meinte Projektverantwortlicher Berger schon vor drei Jahren.

Also nicht über den Eruv reden, lautet die Strategie der IKG-Führung, schon gar nicht in der Öffentlichkeit. Lieber will man während der aktuellen Nachrichtensperre alles vorbereiten und die Wiener Schabbatgrenze erst dann öffentlich vorstellen, wenn sie fix und fertig ist. Angeblich soll es diesen Sommer so weit sein – rechtzeitig vor den anstehenden Kultusratwahlen im Herbst.

WAS IST EIN ERUV?

Für religiöse Juden gelten am Schabbat strenge Regeln, etwa das Verbot, Dinge zu schieben oder außer Haus zu tragen. Vor allem orthodoxe Frauen mit Kinderwägen und alte Menschen, die im Rollstuhl sitzen, sind damit de facto zu Hause eingeschlossen. Ein Eruv ist eine symbolische Einfriedung, die ein oder mehrere Stadtviertel umgrenzen kann und sie zum Privatraum deklariert. Damit ermöglicht er diesen Gruppen, sich innerhalb dieser Schabbatgrenze zu bewegen. Eruvim gibt es weltweit etwa 150 (ohne Israel), darunter in New York, Washington und Amsterdam. Konkret besteht er meist aus bestehenden Grenzen, etwa Böschungen, Stadtmauern, Brücken, Flussufern oder Gleisen, sowie Drähten, die die Lücken zwischen diesen schließen bzw. symbolisch Türen und Tore bilden. Wien hatte 1938 schon einmal einen Eruv.

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
ת"וב



NEU: Lehrgang für Systembetreuung plus CISCO

„Fit fürs Office“ + 2. Lehrabschluss Buchhaltung

Lehrgang zur Kindergarten- und Hortassistentin

Mütter-Intensivtraining IT-Technik und Büromanagement

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Technik
- Orthopädiotechnik

1-jähriger Berufsorientierungslehrgang (9. Schuljahr)

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis
(EDV, Büromanagement, Sprachen)

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150

**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
wünschen Ihnen allen Pessach Sameach!**

„Wir wären ein Stachel im Hintern“

Warum will ein israelischer Kunststudent mitten im deutschen Thüringen einen jüdischen Staat gründen? Ronen Eidelman über seinen Plan B für die Juden und warum er nicht will, dass er in Erfüllung geht.

VON LUKAS WIESELBERG

Der israelische Künstler Ronen Eidelman hat vor vier Jahren die Idee für ein „Medinat Weimar“ vorgestellt. Ziel des künstlerisch-politischen Projekts ist die Gründung eines jüdischen Staates im ostdeutschen Bundesland Thüringen, samt Lösung von allerlei jüdischen, arabischen und deutschen Problemen. Was als provokante Arbeit an der Kunsthochschule in Weimar begann, hat danach einigen politischen Staub aufgewirbelt. Im NU-Telefoninterview erzählt Eidelman von seinen unangenehmen Erfahrungen in Wien und erklärt, warum er nicht auf eine Realisierung seines Projekts hofft. Auslöser für Medinat Weimar war ein bekennender Antisemit.

NU: Wie sind Sie auf diese Idee gekommen? War es tatsächlich eine Rede des iranischen Präsidenten Mahmoud Ahmadinedschad, der 2005 vorschlug, Israel nach Deutschland beziehungsweise Österreich zu verlegen?

Ronen Eidelman: Die Idee, dass Juden nach dem Zweiten Weltkrieg nach Europa zurückkehren, gibt es schon sehr lange. Es gab sie vor und nach der Staatsgründung Israels, das ist nichts Neues. Auch die Idee eines jüdischen Staates in



Deutschland wurde in der Vergangenheit mehrfach diskutiert. Im kanadischen Parlament schlug dies etwa kurz nach dem Krieg ein Abgeordneter vor. Die anderen Alliierten hatten daran aber kein Interesse. An dem Zitat von Ahmadinedschad – der ohne Zweifel ein demagogischer Antisemit ist – haben mich vor allem die Reaktionen in Deutschland interessiert. Von allen seltsamen Dingen, die er von sich gegeben hat, hat dieses Zitat

am meisten Wellen geschlagen. Offenbar hat er einen wunden Punkt berührt. Das hat mich dazu bewegt, dieser Idee nachzugehen.

Sie waren zum Zeitpunkt des Zitats ja gerade in Weimar.

Genau. Wir haben unter jüdischen Freunden gescherzt und gemeint: Klasse Idee, wo könnte so ein Staat liegen, in Bayern vielleicht? Wir haben gelacht, aber viele Deutsche haben das sehr ernst genommen.

Sie haben die Idee Medinat Weimar dann als Teil ihrer Abschlussarbeit an der dortigen Bauhaus-Universität entwickelt. Wie waren die ersten Reaktionen?

Im künstlerischen Bereich sehr positiv. Der Versuch, mit Kunst Grenzen auszuloten, phantasievolle Ideen zu haben, wurde begrüßt. Interessant fand ich die gemischte Reaktion der Öffentlichkeit. Viele junge Menschen fanden die Idee aufregend, dass andere junge Menschen aus der ganzen Welt nach Weimar kommen und für frischen Wind sorgen. Die Institutionen wie die Stadt, das Theater und die Universität wollten sich aus der Diskussion hingegen lieber heraushalten oder ignorierten sie.

Warum?

Aus vielen Gründen. Hauptsächlich vermutlich, weil sie nicht wussten, wie man darauf angemessen reagieren soll. Legt man sich mit Israel an, wenn man ein Medinat Weimar unterstützt? Was sagt das über Deutschland aus? Fragen wie diesen müssen sich die Institutionen stellen und das fällt ihnen nicht leicht. Offiziell – und das finde ich natürlich nicht schlecht – ist man gegen Rassismus, Antisemitismus, unterstützt Israel, sagt, der Holocaust sei eine Tragödie etc. Medinat Weimar war dabei unbequem und deshalb wollten sich die Institutionen damit am liebsten gar nicht erst beschäftigen. Es gab auch immer die Tendenz, die eigene Angst anderen zuzuschieben, etwa indem gesagt wurde: Neonazis würden das Projekt attackieren. Darauf wäre meine Antwort: OK, dann verteidigt es halt. Die Angst wurde anderen untergeschoben, nie wurde gesagt: Wir haben ein Problem damit.

War Weimar der ideale Ort für Ihr Projekt?



In Österreich wird mitunter so getan, als ob der Holocaust gar nichts mit einem zu tun hätte. Das hat mich zwar nicht überrascht, denn ich habe schon zuvor gehört, dass das in Österreich so sein soll. Aber das selbst zu erleben, ist doch eine andere Sache.

Ich denke schon. Es handelt sich bei Medinat Weimar auch nicht um eine Strafe, sondern um eine Auszeichnung, und das wäre es für jede Region. Was Thüringen aber besonders macht: Das Land braucht junge Leute und neue Ideen, die es wieder voranbringen. In den eigenen Zukunftsstudien von Thüringen steht, dass die jungen, motivierten und gut ausgebildeten Menschen abwandern, dass das Durchschnittsalter der Bevölkerung immer mehr steigt und dass man dagegen etwas tun muss. Ohne Einwanderung wird es nicht gehen und es stellt sich die Frage: welche Einwanderung? Wir bieten dafür eine sehr gute Lösung an. Abgesehen davon ist Weimar natürlich ein sehr gutes Symbol, sowohl für die be-

sten als auch für die schlechtesten Dinge, die die deutsche Kultur und Geschichte hervorgebracht haben: die Heimat Goethes und Schillers auf der einen Seite, das nahe KZ Buchenwald auf der anderen.

Haben Sie je an einen anderen Platz für Ihr Projekt gedacht, etwa an Wien, das ja nicht nur die Heimat des modernen Antisemitismus ist, sondern auch des Zionismus?

Unser Projekt versucht, nicht in die Vergangenheit zu schauen, versucht nicht, sie zu reparieren. Die ostdeutschen Bundesländer mit ihrem Bevölkerungsmangel und ihrer Überalterung sind ein besserer Platz dafür. Dort kann es auch viele andere Probleme lösen, nicht nur die Frage der Autonomie der Juden, die Theodor Herzl versuchte zu beantworten. Aber natürlich ist Medinat Weimar eine demokratische Bewegung. Wenn also jemand Vorschläge macht für eine andere Region, so wird man die diskutieren.

Sie könnten sich also auch ein „Medinat Wien“ vorstellen?

Das kommt auf die Argumente an, aber ich glaube natürlich, dass meine Idee besser ist. Wenn die Wiener Bevölkerung damit einverstanden ist, warum nicht. Entscheidend ist sowieso immer, dass die lokale Bevölkerung so etwas gut findet, das kann nicht mit Gewalt erzwungen werden.

Apropos Wien. Gab es Unterschiede in den Reaktionen zwischen Deutschland und Österreich, wo Sie das Projekt zum ersten Mal vor drei Jahren präsentiert haben?

In Wien wurden meine Ideen sehr herzlich aufgenommen, ich hatte dort auch Treffen mit Vertretern anderer Minderheiten, etwa aus der muslimischen und der Roma-Community. Sie waren sehr ange-

Die Aussicht, dass Medinat Weimar tatsächlich realisiert wird, ist sehr traurig. Es würde nämlich bedeuten, dass sich zuvor eine Tragödie ereignet haben muss, die seine Realisierung nötig macht.

tan von der Idee eines Staates mit ethnischen Minderheiten in Europa. Prinzipiell habe ich bemerkt, dass die österreichische Gesellschaft mit der Nazi-Vergangenheit anders umgeht als die deutsche. Wenn etwa an touristischen Stätten von der „Nazi-Besatzung“ gesprochen wird, als ob das etwas von außen Oktroyiertes gewesen wäre, gegen das man sich aufgelehnt hätte. Deutschland hat sich meines Erachtens sehr gut mit der eigenen Geschichte auseinandergesetzt. Bei den Debatten in Deutschland über Medinat Weimar ist es immer völlig klar, dass es sich um ein gemeinsames Projekt handelt. In Österreich wird mitunter so getan, als ob der Holocaust gar nichts mit einem zu tun hätte. Das hat mich zwar nicht überrascht, denn ich habe schon zuvor gehört, dass das in Österreich so sein soll. Aber das selbst zu erleben, ist doch eine andere Sache. Außerdem habe ich in Deutschland mehrere Jahre lang gelebt und persönlich keinen einzigen Fall von direktem Antisemitismus erlebt. In Wien habe ich diese Erfahrung hingegen gleich an meinem ersten Tag gemacht.

Wobei?

Ich war mit einer arabischen Freundin in einer Bar, wir haben miteinander geplaudert, als ein Fremder an unseren Tisch getreten ist und mit dem Hitlergruß salutierte hat. Die anderen rundherum haben gelacht. Wir haben verstanden, dass wir nicht willkommen waren, und haben das Lokal verlassen. In Deutschland hätten wir vielleicht die Polizei gerufen.

Können Sie sich an den Namen des Lokals erinnern?

Nein, vielleicht hätten wir damals mehr tun sollen, aber ich habe in dem Moment beschlossen, den Vorfall einfach zu ignorieren. Es hatte jedenfalls nichts mit Medinat Weimar zu tun, sondern damit, dass man jemand Fremder ist. Vermutlich haben wir die Lokalbesucher verwirrt. Ich glaube nicht, dass sie gewusst haben, wer wir waren. Meine Begleiterin war Araberin, ich Jude, wir haben ein Gemisch aus Arabisch und Hebräisch gesprochen. Sie wussten wohl nur, dass wir fremd waren und das wollten sie nicht.

Das tut mir persönlich leid, aber das kann in Wien passieren. Um auf Medinat Weimar zurückzukommen: Das ist offensichtlich nicht nur ein Kunstprojekt, sondern auch ein politisches. Ist diese Unterscheidung – Kunst auf der einen, Politik auf der anderen Seite – für Sie sinnvoll? Nein. Meine Kunst ist auch meine Politik und umgekehrt. Kunst ist jener Ort, wo man auch neue politische Ideen entwerfen kann. Kunst ist vielleicht der einzige Bereich in unserer postmodernen Welt, in der Politik fast schon zu einem Schimpfwort geworden ist, wo das noch geht. Aber natürlich kann die Politik nicht in der Kunst verbleiben. Nachdem man sie geschaffen hat, muss sie in die eigentliche politische Sphäre und Öffentlichkeit. Kunst ist für mich eine Art Schutzhöhle, in der neue utopische Ideen generiert werden können, die in anderen Bereichen sofort untersagt und blockiert werden würden.

Sie haben einmal gesagt, dass jeder Staat ein Desaster ist. Wollen Sie in diesem Sinne tatsächlich auf einen real existierenden jüdischen Staat in Thüringen hinaus? Was wäre, wenn diese Utopie Realität würde? Sie erwischen mich gerade in Jerusalem, wenn Sie so wollen, im „Plan A“ der Juden. Medinat Weimar ist so etwas wie ein „Plan B“. Wobei es nicht heißt, dass man Plan A Erfolglosigkeit wünscht, wenn man einen Plan B hat. Es bedeutet nur, dass man im Voraus plant. Die Aussicht, dass Medinat Weimar tatsächlich realisiert wird, ist sehr traurig. Es würde nämlich bedeuten, dass sich zuvor eine Tragödie ereignet haben muss, die seine Realisierung nötig macht. Zurzeit ist Medinat Weimar ein Projekt der Imagination und Fantasie, ein Projekt, das Fragen aufwirft und Dinge bewirkt einfach nur als Idee. Ein realer jüdischer Staat Thüringen würde bedeuten, dass





die Juden von irgendwo herkommen müssten, etwa weil sie flüchten mussten aus Australien, Buenos Aires, St. Petersburg oder Wien, oder weil Israel unbewohnbar geworden ist. Die Verwirklichung von Medinat Weimar würde für mich zwar eine Lösung sein, aber Folge einer Tragödie. Ich hoffe deshalb, dass das Projekt eine Vorstellung bleibt.

Die Hintergründe Ihres Projekts sind also sehr ernst. Wenn Sie mir verzeihen, das zu sagen, aber beim Lesen der 13 Thesen zu Medinat Weimar musste ich auch immer wieder schmunzeln – etwa wenn der Anspruch gestellt wird, mit dem Projekt gleichzeitig „Antisemitismus, Schuldabwehrantisemitismus, problematische Formen von Philosemitismus, sowohl deutschen als auch jüdischen Selbsthass und den Konflikt zwischen jüdischen, arabischen und muslimischen Gemeinden heilen zu können“. Ist das nur meine Lesart oder beabsichtigt und das Projekt auch ein Beispiel für jüdischen Humor?

Humor ist etwas sehr Ernstes, ich sehe da keinen Widerspruch. Man

kann etwas sehr ernst nehmen und humorvoll zugleich sein. Wenn Sie schmunzeln mussten, halte ich das für ein sehr großes Kompliment. Was wäre das Leben ohne Humor? Große Ideen müssen auch ins Absurde gehen, um Strukturen offenzulegen. Dadurch verstehen wir besser, wie die Welt tatsächlich funktioniert. Es war also durchaus Absicht unserer Thesen, sie bis ins Absurde zu steigern, denn so kann man die unlogischen Ideen vieler Ideologien entblößen und versuchen, durch etwas Besseres zu ersetzen.

Apropos. Wer ist für Sie ein Jude bzw. wer kann Bürger des Medinat Weimar sein?

Dabei geht es nicht um Blut oder Volkszugehörigkeit, sondern um eine Frage der Selbstdefinition. Es ist wie bei Ruth, der Urgroßmutter von König David, die sagte: Ich bin Teil des jüdischen Volkes. Und so ist es im Lauf der Geschichte auch die längste Zeit gewesen. Nicht die Frage nach dem Blut oder der Abstammungslinie der Mutter stand im Mittelpunkt, sondern: Wer will

und wer verrückt genug ist, dieser Gemeinschaft beizutreten, der wird akzeptiert. Aber natürlich gibt es auch noch die Definition, dass der Jude ist, der von anderen als solcher betrachtet wird. Das kann ich auch nicht ignorieren. Und für die steht unser Projekt natürlich auch offen. Es gibt also zwei Seiten einer Medaille: auf der einen Seite die freie Wahl, auf der anderen die Fremdzuschreibung. Was mir wichtig ist, hat Bernard Lazare einmal so beschrieben: „Wir lösen uns von der Blutdefinition und bilden eine Identität, die auf Ideen beruht, und werden freiwillige Outcasts, die sich nicht passiv von der Gesellschaft zurückziehen, sondern ein kritischer Stachel im Hintern ist. Wir verwenden unsere Außenseiterposition als Macht, als Mittel für politische Rebellion und Veränderung, wir fordern die Welt heraus mit unserer kollektiven Identität des historischen Anderen.“ Auch Medinat Weimar wäre so ein Stachel im Hintern. Ein radikaler jüdischer Staat mitten in Europa, der sagt: „Hej, wir sind die Anderen“ und der damit dem Rest der Welt einen Spiegel vorhält.

GREAT PLACE TO FIND WORK.

Arbeit ist nicht gleich Arbeit. Nur auf **Karriere.DiePresse.com**
finden Sie alle Jobs der besten Arbeitgeber Österreichs.
Garantiert durch das GPW-Gütesiegel.

GREAT
PLACE
TO
WORK®

Beste
Arbeitgeber **2012**
Österreich



Karriere. *Die Presse.com*

Mit JOB NAVI®: Österreichs modernster Job-Matching-Technologie.



„Golda Meir ist nicht Marilyn Monroe“

1980 hat Andy Warhol „Zehn Juden des 20. Jahrhunderts“ porträtiert. Das Jüdische Museum Wien ist der Frage nachgegangen, wie Warhol auf diese Idee kam und wie die Auswahl der zehn Persönlichkeiten getroffen wurde.

VON ASTRID PETERLE, CO-KURATORIN DER AUSSTELLUNG

Was tun, wenn man von Andy Warhol um eine künstlerische Idee gefragt wird? Vor dieser Frage stand der New Yorker Galerist Ronald Feldman in den späten 1970er-Jahren. Feldman war erst einige Jahre zuvor von seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt in den Kunsthandel gewechselt und vertrat zunächst vor allem Künstlerinnen, die zwar viel Aufmerksamkeit durch ihre radikalen Arbeiten erweckten, wie etwa die Performance-Künstlerin Hannah Wilke, jedoch kaum Geld einbrachten. Warhol spazierte eines Tages in Feldmans Galerie, da er einige Jahre zuvor in denselben Räumen ausgestellt hatte, und kam von da an fast jeden Samstag mit seinem Dackel Archie vorbei. Dies war der Beginn der Freundschaft zwischen dem Galeristen und dem berühmten Pop-Art-Künstler, über den zu diesem Zeitpunkt in der New Yorker Kunstwelt gesagt wurde, dass er den Höhepunkt seiner Karriere bereits überschritten hatte. Feldman nahm zunächst Warhols Bitte um eine künstlerische Idee nicht ernst, doch nachdem Warhol seine Frage immer wieder vorgebracht hatte, schlug ihm Feldman zum Wohle ihrer Freundschaft einige Projekte vor, wie etwa zehn Porträts US-amerikanischer Präsidenten, die Warhol aber ablehnte.

Feldman wurde schließlich auf Warhols Porträts der ehemaligen israelischen Premierministerin Golda Meir aufmerksam, die der Künstler

im Auftrag des Israel Museum zwischen 1975 und 1977 anfertigte. Als Feldman eines Tages in der Factory, Warhols legendärem Studio, anrief und als gemeinsames Projekt eine Siebdruck-Serie von „Ten Portraits of Jews of the Twentieth Century“ vorschlug, war Warhol sofort begeistert. Der Galerist wollte Warhol damit auch zu einer völlig neuen Arbeitsweise anregen: Anstatt von einer Person das immer gleiche Porträt in verschiedenen Farben zu produzieren, wie z. B. die ikonischen Marilyn-Monroe-Bilder (1962), musste sich Warhol für diese Serie mit zehn unterschiedlichen Persönlichkeiten auseinandersetzen.

Wie aber eine Auswahl aus den unzähligen jüdischen Künstlerinnen, Wissenschaftlerinnen und Politikerinnen des 20. Jahrhunderts treffen? Der Auswahlprozess verlief sehr kreativ und mit einem spezifisch US-amerikanischen Fokus. Feldman schlug Warhol Namen vor und besorgte aus Archiven Porträtfotografien. Wenn Warhol vom Aussehen der Person angetan war, wie im Fall des Religionsphilosophen Martin Buber, der ihn an Moses erinnerte, war es auch nebensächlich, dass ihm dieser vor dem Projekt gar nicht bekannt war. Eine Liste der „jüdischen Genies“, wie Warhol sie häufig bezeichnete, aus dem Jahr 1979 bietet einen Einblick, welche Personen in Erwägung gezogen wurden. Einige Namen sind

dem europäischen Publikum weniger bekannt, wie Jonas Salk, der Erfinder des Polioimpfstoffes oder die Duveen-Brüder, international tätige Kunsthändler zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch Nicht-Juden finden sich auf der Liste, wie Charlie Chaplin, über dessen Jüdisch-Sein sich Feldman und Warhol wie so viele andere nicht sicher waren. Bob Dylan, dessen Name gleich mehrmals auftaucht, wurde letztlich nicht berücksichtigt, da er sich zu einem Christen der Erweckungsbewegung entwickelt hatte.

Streitigkeiten darüber, wem schließlich ein Porträt gewidmet werden sollte, gab es laut Feldman nicht. Lediglich in einem Fall waren sich die beiden nicht einig. Warhol wollte unbedingt einen Maler in der Serie wissen und schlug Amedeo Modigliani vor, der laut Warhol das Gesicht eines Engels hatte. Feldman bestand aber auf Louis Brandeis, den ersten jüdischen Richter im Supreme Court, dem US-Höchstgericht, dessen liberale Grundsatzentscheidungen Geschichte geschrieben haben und den er mit einem Porträt verewigt wissen wollte, damit er für kommende Generationen nicht in Vergessenheit geraten würde.

Nachdem Warhol auf Grundlage der Porträtfotos Vorstudien mit Graphitstift angefertigt hatte, wurden im Druckprozess die verschiedenen

Im Jüdischen Museum der Stadt Wien werden nun erstmals in Wien alle zehn Porträts der Serie gezeigt: Sarah Bernhardt, Louis Brandeis, Martin Buber, Albert Einstein, Sigmund Freud, George Gershwin, Franz Kafka, die Marx Brothers, Golda Meir und Gertrude Stein.

Farbkombinationen und Flächenkompositionen entwickelt. Warhol war dieser Prozess besonders wichtig, da er dabei den einzelnen Porträts in Auseinandersetzung mit Leben und Schaffen der Persönlichkeiten ihre jeweilige Individualität gab.

Bei ihrer ersten Präsentation im Jewish Museum in New York im September 1980 rief die Serie durchaus kontroversielle Reaktionen hervor. Der Kunstkritiker Hilton Kramer von der „New York Times“ warf Warhol und Feldman die Ausbeutung der jüdischen Persönlichkeiten und rein-kommerzielle Interessen vor. „Artforum“ sprach gar von „jewploitation“. Feldman leugnet nicht den kommerziellen Aspekt der Serie: „Natürlich wollten wir Geld verdienen, aber das war nicht das ausschlaggebende Motiv. Es war ein großes Projekt für die Geschichte, das empfinde ich bis heute so und ich bin überzeugt, bei Andy Warhol war das genauso.“ Ronald Feldman lässt keinen Zweifel daran offen, dass Andy Warhol als Pop-Art-Künstler nicht daran interessiert gewesen wäre, mit seiner Kunst auch Geld zu machen: „Andy wäre begeistert, wenn er feststellen könnte, was seine Bilder heute wert sind. Nicht im Traum hätte er daran gedacht, dass sie solche Summen erreichen würden. Ich bin jedenfalls glücklich, dass es uns gelungen ist, große jüdische Persönlichkeiten zu würdigen, die vielleicht bald in Vergessenheit geraten wären.“ Während Feldman im Jüdischen Museum diese Worte spricht, gerät eine Studentengruppe aus Washington D.C. beim Anblick der Warhol-Porträts in Verzückung: „Oh, we never knew that Einstein was Jewish ...“ Von den jüdischen Communities in den USA wurde die Serie begeistert aufgenommen und in den Jahrzehnten seit ihrer Entstehung in zahlreichen jüdischen Institutionen und Museen gezeigt.



Im Jüdischen Museum der Stadt Wien werden nun erstmals in Wien alle zehn Porträts der Serie gezeigt: Sarah Bernhardt, Louis Brandeis, Martin Buber, Albert Einstein, Sigmund Freud, George Gershwin, Franz Kafka, die Marx Brothers, Golda Meir und Gertrude Stein. Warhols ursprünglichen Wunsch folgend werden in der Ausstellung und im begleitenden Katalog auch die Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten beleuchtet. Ein Interview, das die Initiatorin der Ausstellung, Danielle Spera, mit Ronald Feldman im Oktober 2011 führte, bietet einen umfassenden Einblick in die Entstehungsgeschichte, Warhols Arbeitsweise und die Freundschaft zwischen dem jüdischen Galeristen und dem tiefgläubigen Katholiken Warhol. Das Interview macht auch deutlich, wie wichtig Warhol und Feldman das Thema Migration und der Fokus auf die – freiwillig oder erzwungen –

wechselnden Lebensmittelpunkte der Porträtierten zwischen Europa und den USA waren: Feldman und Warhol stammten selbst aus Einwandererfamilien aus Mitteleuropa – Feldmans Familie war im 19. Jahrhundert aus Graz in die USA ausgewandert. Erweitert wird die Ausstellung um die Warhol-Porträts eines Wiener Künstlers, André Heller. Fotografien von Gabriela Brandenstein und ein Essay Hellers zeugen von dessen Begegnung mit Warhol in Wien im Jahr 1981. Die Sammlung WestLicht Wien steuerte Porträts Warhols von Franz Hubmann, Helmut Newton und Oliviero Toscani bei. Als Schlusspunkt der Ausstellung erinnert ein Bild des Wiener Künstlers Robert Lettner, das er 22. Februar 1987 am New Yorker Times Square von den Nachrichtenanzeigen aufnahm und später in eine Siebdruckserie im Stile Warhols verwandelte, an den heurigen 25-jährigen Todestag Andy Warhols.



Kritikfähigkeit.

Wer hinter seiner Meinung steht, fürchtet auch keine andere.
DER STANDARD bietet allen Standpunkten zu aktuellen Themen Platz – Pro und Contra. Zum Beispiel jeden Tag im „Kommentar der anderen“. Blättern Sie rein.



3 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leser

Verheiratet mit der Gemeinde

Juden in Serbien. Ein Lokalausgang und ein Rückblick in die Geschichte der 3000 serbischen Juden und ihrer drei größten Gemeinden: Belgrad, Novi Sad und Subotica.

VON IDA LABUDOVIĆ

Der Sommer hat gerade in Belgrad begonnen und die Altstadt riecht nach Lindenblüten. Wie üblich legt der orthodoxe Oberrabbiner Serbiens Isak Asiel seinen täglichen Weg von der Synagoge ins Gemeindezentrum zu Fuß zurück. Er ist Ende vierzig, hat den Charme eines typischen Belgrader Intellektuellen und ist immer bereit, sich auf ein Gespräch einzulassen. Man erkennt ihn auf der Straße an seiner Kippa, eine Seltenheit in der Hauptstadt Serbiens, wo er geboren wurde. Sein Weg ist jener Weg in der Stadt, der sich im letzten Jahrhundert nicht verändert hat. Und einer, dessen Gassen, Gebäude und Denkmäler die Geschichte der Belgrader Juden tragen.

Von den Treppen, die aus der Fußgängerzone zur Synagoge „Sukat Šalom“ führen, bekommt man einen ersten Einblick in die Synagoge: Ein schlichter und eleganter Bau, vorne der Hof mit Bäumen. Durch die moderne Beleuchtung bekommt die Synagoge ein mystisches Flair. In der Umgebung ist es laut und voll mit Menschen, denn am Balkan spielt sich das Leben auf der Straße ab. Der Eingangsbereich in den Hof der Synagoge beginnt, sich mit jungen Leuten zu füllen.

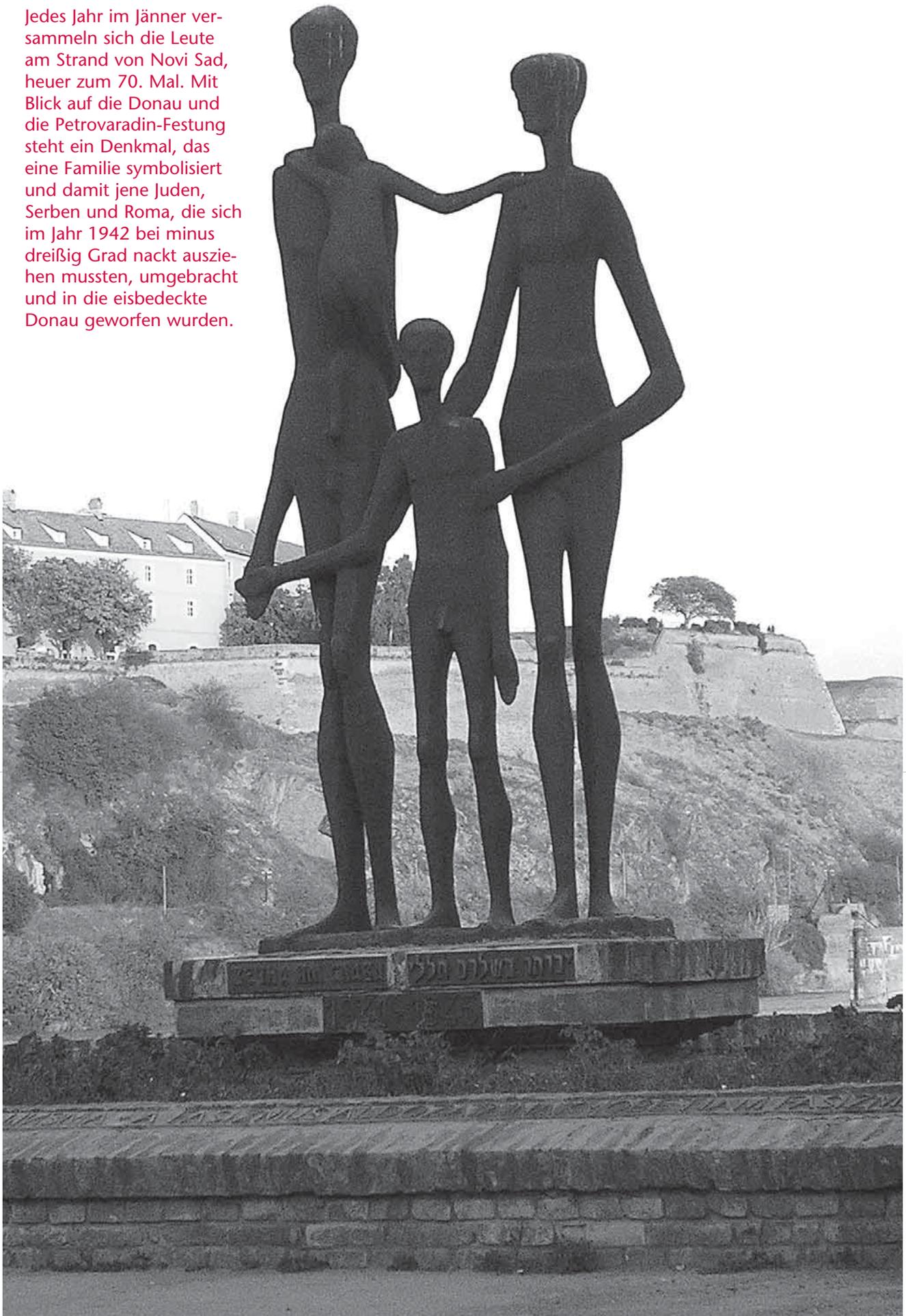


Ein Wandschmuck im Jüdischen Viertel in Belgrad

Das Ethno-Fusion-Festival beginnt zum zweiten Mal. Die dort versammelten Gäste kennen einander: Die Albaharis, Demajos, Almulis – alle sind enge oder zumindest entfernte Verwandte. So ist auch die Atmosphäre familiär und warm, alle bilden mit ihren gemeinsamen Wurzeln und ihrer Vergangenheit eine harmonische Einheit. Der Organisator dieses Festivals ist Stefan

Sablic. Der angesehene Regisseur und Kantor der Belgrader Synagoge ist jung und leger. In seinem Blut fließen die Rhythmen der sephardischen Lieder aus dem Balkan, der Mittelmeerländer und Nordafrikas: „Mein Motiv war es, so viele Leute wie möglich kennenzulernen, zusammenzubringen und eine Veranstaltung zu schaffen, die den Reichtum verschiedener Kulturen zeigt.“

Jedes Jahr im Jänner versammeln sich die Leute am Strand von Novi Sad, heuer zum 70. Mal. Mit Blick auf die Donau und die Petrovaradin-Festung steht ein Denkmal, das eine Familie symbolisiert und damit jene Juden, Serben und Roma, die sich im Jahr 1942 bei minus dreißig Grad nackt ausziehen mussten, umgebracht und in die eisbedeckte Donau geworfen wurden.



Die Jüdische Gemeinde Belgrad, mit 1800 Mitgliedern die größte in Serbien, pflegt ihre größtenteils sephardische Tradition und Kultur.

Gerade das konnte man vor dem Zweiten Weltkrieg in Belgrad spüren, die Vielfalt der Kulturen. Viel mehr als heute.

Die Jüdische Gemeinde Belgrad, mit 1800 Mitgliedern die größte in Serbien, pflegt ihre größtenteils sephardische Tradition und Kultur. Schon im 17. Jahrhundert war die Belgrader Gemeinde berühmt für ihre Jeschiwa. Rabbiner Juda Lerma, der im Jahr 1617 aus Saloniki eingewandert war, hat Belgrad zum Zentrum des Wissens gemacht. Als bedeutendstes politisches Ereignis für die serbischen Juden gilt der Berliner Kongress im Jahr 1878: Serbien ist ein souveräner Staat geworden und die Juden haben ihre bürgerliche und politische Gleichberechtigung bekommen. Seither entwickelte sich die Gemeinde, die Zahl der Juden wurde immer größer. Im Jahr 1931 gab es etwa 8000 Juden in Belgrad. Der neue sephardische Kal – wie die Sepharden die Synagoge nennen – Bet Israel wurde im



Das monumentale Denkmal am Belgrader Friedhof wurde für die jüdischen Opfer des Faschismus vom surrealistischen Architekten Bogdan Bogdanovic gebaut, der seit 1993 im Wiener Exil lebt.

Jahr 1908 eingeweiht. Ein weiterer Bau wurde von Oneg Šabat und Gemilut Hasadim, Gesellschaften mit religiösen und humanitären Zie-

len, im Jahr 1923 errichtet. Dieses Gebäude ist noch immer in der jüdischen Straße zu sehen und enthält Elemente, die den Einfluss der maurischen Architektur zeigen.

Oneg Šabat, das Zentrum einer jüdischen Gesellschaft mit maurischen Elementen.



Geht man zurück in der Geschichte, stößt man auf einen Familiennamen, der ein Unikat darstellt – Davico. „Es existiert nur eine Familie auf der ganzen Welt, die so heißt und wir wissen genau, wie viele es von uns gibt“, sagt Svetlana Davico. Lana, so ist ihr Kosename, ist eine gepflegte Dame mit bürgerlichen Manieren. Ihre Stimme und ihr Gesicht sind den Bürgern von Belgrad bekannt. Immerhin hat sie Jahre lang eine TV-Sendung über die spanische Sprache und Kultur moderiert. Sie ist oft in Wien, hier wohnt ihre Familie, deren Stammbaum man bis zum Jahr 1750 zurückverfolgen kann. In Wien hat auch ihr Urahn gelebt – und zwar in Exil. Es war vor fast 200 Jahren, als der serbische Fürst Miloš Haim behor David den Sohn des Präsi-

denten der jüdischen Gemeinde zu seinem Hoflieferanten bestellt hatte.

Seit der Antike leben Juden auf dem Territorium des heutigen Serbiens. Allerdings kann man eine größere Anwesenheit von Juden erst ab dem 16. Jahrhundert feststellen, besonders nach der Vertreibung aus Spanien. Heuer sind es genau 520 Jahre, dass die Juden ihre Häuser nach dem Alhambra-Edikt von Königin Isabella I von Kastilien und ihrem Mann Ferdinand verlassen mussten. Die sephardischen Juden, die danach auf den Balkan gekommen sind, hat der Nobelpreisträger Ivo Andrić in seinem Roman „Wesire und Konsule“ mit einem beeindruckenden Satz dargestellt: „In uns wird der Wunsch nach einer besseren Welt, eine Welt der Ordnung und Menschlichkeit – in welcher man aufrecht gehen, ruhig schauen und offen sprechen kann – ewig bleiben.“ Die Sepharden haben das, was sie mit Spanien verbindet, mitgebracht: Ihre Lebendigkeit und die melodische Sprache Judeospanol, auch als Ladino bekannt, nostalgische Lieder – und den Schlüssel ihrer Häuser, worüber eine Romanze erzählt:

*Onde stan la yaves ke
stavani al kashon?
Wo sind die Schlüssel,
die in der Lade waren?
Mis nonos las trusheron
kon grandi dolor
Meine Vorväter brachten
sie mit großem Schmerz
de sus kazas d'España.
aus ihren Heimen in Spanien.*

Der sephardische Friedhof in Belgrad wurde im Jahr 1888 errichtet und wird bis heute genutzt. Dort befindet sich das Denkmal, das von der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde für die im Jahr 1941



Der Oberrabbiner Serbiens, Isak Asiel, hält die Gemeinde zusammen.

im Dorf Zasavica ermordeten österreichischen Juden errichtet wurde. Noch ein monumentales Denkmal wurde für die jüdischen Opfer des Faschismus vom surrealistischen Architekten Bogdan Bogdanovic gebaut, der seit 1993 im Wiener Exil lebte. Dieses Denkmal integriert Fragmente und sogar ganze Gräber mit hebräischen Schriften aus dem alten jüdischen Friedhof. Am Ende der Hauptallee bildet es mit der Natur eine architektonische Einheit.

Seine Arbeit als Rabbiner hat Isak Asiel vor 17 Jahren begonnen. Der Staat hieß damals Bundesrepublik Jugoslawien, dann Bundesstaat Serbien und Montenegro, heute Republik Serbien. Obwohl das Land

immer kleiner wurde, seine Arbeit ist immer gewachsen. Eines der Hauptziele von Asiel, als noch junger Rabbiner, war es, die aschkenasische Synagoge in Belgrad zu renovieren und mit Menschen zu füllen. Im 19. Jahrhundert sind auch viele aschkenasische Juden nach Belgrad gekommen, meist Handwerker aus Österreich-Ungarn. Die aschkenasische Synagoge, Temple wie die Aschkenasim sagen, wurde im Jahr 1926 für ihre 1300 Juden, die damals in Belgrad lebten, eingeweiht. Diese Synagoge hatte eine Mikwe, eine Studenten-Mensa, einen Gymnastik-Saal und Wohnungen für den Schochet, Schames, Rabbiner, Lehrer und Hazan sowie eine Schule für den Religionsunterricht.

Während der deutschen Besatzung zwischen 1941 und 1944 wurde die Synagoge als Bordell für Deutsche Soldaten genutzt. Heute ist sie die einzige erhaltene in Belgrad. Nach dem Gottesdienst am Sabbat-Abend versammeln sich die Leute regelmäßig in einem Gemeinschaftsraum, aber auch zu anderen Veranstaltungen.

Der Gemeinschaftsraum war auch während des letztjährigen Besuchs von Yona Metzger überfüllt, dem aschkenasischen Oberrabbiner Israels. Üblicherweise, sitzen in der Belgrader Synagoge die Frauen und Männer auf demselben Niveau: Männer in der Mitte, Frauen links und rechts. Diesmal mussten die Frauen auf der Galerie Platz nehmen. Das war aber nicht die einzige Ungewöhnlichkeit am zweiten Hannukah-Abend, der von der jüdischen Gemeinde Belgrad und der

B'nai B'rith Loge Serbien 676 organisiert wurde. Oberrabbiner Metzger hat gemeinsam mit dem serbischen Präsidenten Boris Tadic die Kerzen angezündet. Die höchsten Repräsentanten von anderen Religionen, mit welchen Oberrabbiner Asiel gute Kontakte pflegt, waren auch heuer anwesend.

Der Präsident der B'nai B'rith Loge Serbien 676, Branko Šnap, präsentiert die jüdische Gemeinde regelmäßig in der Öffentlichkeit mit verschiedenen Veranstaltungen. Der 63-jährige, immer in Bewegung befindliche Ingenieur mit aschkenasischen Wurzeln, versteht sich als Brückenbauer zwischen Juden und Serben „um zu zeigen, wie das gemeinsame Leben notwendig und fruchtbar ist“. Die B'nai B'rith Loge Serbien wurde im Jahr 1911 gegründet, als Institution der sephardischen und

aschkenasischen Juden. Eine ihrer Initiativen war auch, das jüdische Museum zu gründen, das heute eine wesentliche Rolle im Bewahren der Geschichte der Juden Serbiens hat. In diesen Monaten wurde aus dem Museum ein Drehort für einen Film: „Kada svane dan“ (Wenn der Tag anbricht), erzählt auch über die grausame Geschichte des deutschen Lagers Sajmište (Judenlager Semlin). Dort wurden die letzten Juden Belgrads umgebracht und sie wurde damit als eine der ersten judenfreien Städte, ohne jüdische Bewohner, offiziell deklariert. Im Dezember vorigen Jahres jährte sich zum 70. Mal die Deportation der Juden in das Lager Sajmište. Es war im Dezember 1941, als alle in Belgrad verbliebenen jüdischen Frauen und Kinder sich bei der damaligen Sonderpolizei melden mussten. Zur selben Zeit wurde ein Gas-Lastwagen aus Deutschland nach Belgrad geschickt. Götz und Meyer hießen die Fahrer, die den Lastwagen vor dem Lager geparkt hatten. Voller Enthusiasmus ist einer von beiden durch das Lager spazieren gegangen, hat um sich Kinder versammelt, um ihnen Bonbons zu verteilen. Gleich danach hat er die Kinder mit ihren Müttern in den Wagen gesperrt und in den Tod geschickt. Mit dieser Aktion wurde im Mai 1942 Serbien als judenfrei deklariert. Alle jüdischen Männer wurden schon im Herbst 1941 in das Lager Topovske šupe gebracht und dort ermordet. Polizeiunterlagen aus dem Jahr 1941 berichten, dass sich etwa 9500 Juden in Belgrad befanden. In Serbien etwa 15.000. Alleine im Lager Sajmište wurden 7500 umgebracht. Bis heute steht dort aber kein Denkmal über die Ereignisse dieser Zeit.

Jedes Jahr im Jänner versammeln sich die Leute am Strand von Novi Sad, heuer zum 70. Mal. Mit Blick

Die aschkenasische Synagoge, Temple wie die Aschkenasim sagen, wurde im Jahr 1926 für ihre 1300 Juden, die damals in Belgrad lebten, eingeweiht.

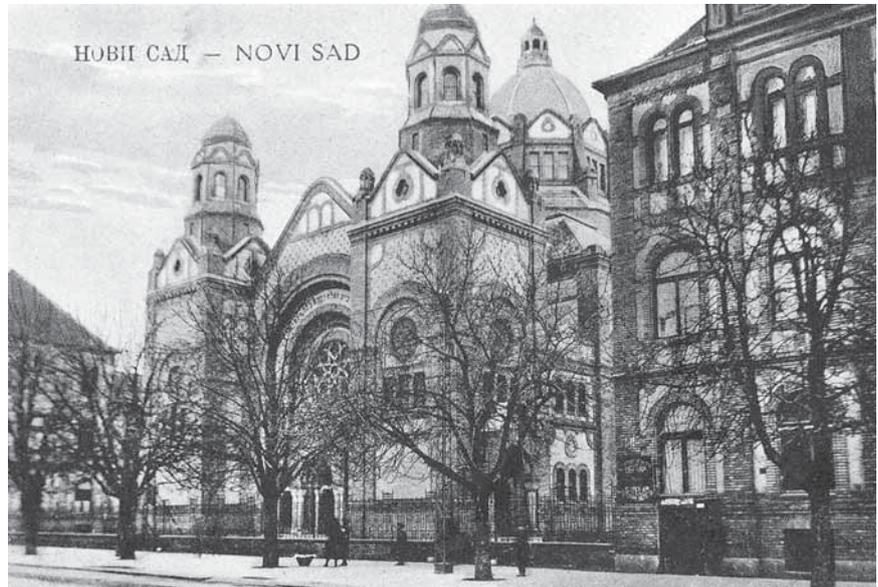


auf die Donau und die Petrovaradin-Festung steht ein Denkmal, das eine Familie symbolisiert und damit jene Juden, Serben, und Roma, die sich im Jahr 1942 bei minus dreißig Grad nackt ausziehen mussten, umgebracht und in die eisbedeckte Donau geworfen wurden. Heute leben in Novi Sad etwa 600 Juden, vor dem Krieg betrug die Zahl 4500. Die erste Synagoge in Novi Sad wurde im 18. Jahrhundert gebaut. Wegen ihrer Akustik wurde die heute einzig existierende Synagoge in Novi Sad oft für Konzerte genutzt. Traditionell organisiert die jüdische Gemeinde Novi Sad zusammen mit der serbisch-orthodoxen Kirche ein Konzert, wobei alle andere Religionen auch präsent sind.

Wenn man durch die Vojvodina, eine Provinz in Serbien fährt, sieht und spürt man die Pannonische Tiefebene: unendliche Sonnenblumen und goldene Getreidefelder. So kommt man auch an die Grenze zu Ungarn, wo sich noch eine aschkenasische Gemeinde befindet: Subotica mit etwa 220 jüdischen Bewohnern. Es ist eine Stadt der Sezession, die mit ihrer Synagoge berühmt wurde. Dort leben die Juden seit dem Jahr 1775, erst am Anfang des 20. Jahrhunderts wurden das Gemeindezentrum und die Synagoge gebaut. Während der jüdischen Feiertage kommen die Mitglieder anderer, noch kleinerer Gemeinden nach Subotica: aus Sombor, Zrenjanin, Kikinda, Pan evo und Zemun.

Eine der kleinsten jüdischen Gemeinden Serbiens, gleichzeitig ihre südlichste, befindet sich in der Stadt Niš, mit ihren 40 Mitgliedern, die um den Erhalt zwei ihrer einzig verbliebenen Denkmale kämpfen: Die Synagoge und der Friedhof.

Oberrabbiner Asiel hat aus einer säkularen, eine Gemeinde mit traditionellen Mitgliedern geschaffen, wo



Historische Ansichten der Synagogen von Novi Sad (oben) und Subotica (unten).



es auch eine koschere Küche gibt. Sabbat und Gottesdienste für jüdische Feiertage finden regelmäßig statt. „Es gibt die Fälle, wenn ein Rabbiner nicht nur mit seiner Frau, sondern auch mit seiner Gemeinde verheiratet ist“, sagt er über seine Gefühle und seinem Engagement. Bei vielen jungen Menschen hat er mit interessanten Vorträgen, Spontaneität und Humor, eine jüdische

Identität entwickelt. Mit seinem scharfen Verstand und Wissen repräsentiert er die jüdische Gemeinde nach außen und kämpft auch gegen den Antisemitismus, der sich meistens in antisemitischer Literatur äußert. Und er geht täglich seinen Weg vom Gemeinde Zentrum zur Synagoge hin und zurück, wo sich das jüdische Leben auch noch heute abspielt.

„Ein Regimewechsel in Syrien schwächt den Iran in jedem Fall“

Wohin bewegt sich Syrien? Der israelische Syrien-Experte Jonathan Spyer erklärt die Strategie des Herrschers Assads, Chancen und Probleme der syrischen Opposition, allen voran der Freien Syrischen Armee, die Konsequenzen eines möglichen Sturzes des Regimes und die Verantwortung des Westens.

VON DAVID RENNERT

Am Beginn standen Kundgebungen und Protestaufrufe gegen das autoritäre Regime Bashar al-Assads im Frühling des vergangenen Jahres. Assad reagierte mit roher Gewalt. Dennoch erfassten die Demonstrationen und Aufstände nach und nach viele Städte Syriens. Das Regime setzt für seinen Machterhalt auf brutale Eskalation. Willkürliche Verhaftungen, systematische Folterungen und die Ermordung von Zivilisten stehen an der Tagesordnung. Immer wieder greifen Armeeeinheiten ganze Städte an, die als Hochburgen der Opposition gelten. Bis Dezember 2011 starben nach Angaben der Vereinten Nationen mindestens 5400 Zivilisten durch Waffen der syrischen Sicherheitskräfte, Menschenrechtsorganisationen sprechen von über 8000 Toten bis März 2012.

Seit dem vergangenen Sommer gibt es zwei zivile Oppositionsbündnisse: den Syrischen Nationalrat und das Nationale Koordinationskomitee. Desertierte Soldaten gründeten zudem die Freie Syrische Armee, die sich als militärischer Arm der Opposition versteht. Seither kommt es vermehrt zu militärischen Auseinandersetzungen zwischen der Frei-

en Syrischen Armee und regulären Armeeeinheiten, zuletzt im Februar 2012 in der Stadt Homs. Assads Streitkräfte nahmen die Stadt wochenlang unter Dauerbeschuss, Bilder von Massakern an Frauen und Kindern gingen um die Welt. Ein



JONATHAN SPYER

geboren in London, lebt seit Jahren in Jerusalem. Er ist Senior Research Fellow am Global Research in International Affairs (GLORIA) Center des Inter-Disciplinary Center (IDC) in Herzliya mit Schwerpunkt Nahostpolitik. Der Autor des Buches „Transforming Fire: The Rise of the Israel-Islamist Conflict“ war als Berater mehrerer israelischer Regierungsstellen im Bereich International Affairs tätig und schreibt unter anderem für die Zeitungen „Guardian“, „Haaretz“ und „Jerusalem Post“.

Ende der Gewalt ist nicht absehbar. Der Westen hat keine Strategie, wie er mit den Umwälzungen des Arabischen Frühlings umgehen soll, China und Russland blockieren den UN-Sicherheitsrat.

NU: Herr Spyer, Sie waren Mitte März erst in Syrien. Was war Ihr Eindruck von der Situation im Land?

Jonathan Spyer: Ich bin vor wenigen Wochen in die syrischen Provinz Idleb im Nordwesten des Landes gereist. Mein Ziel war es, über die Freie Syrische Armee (FSA) zu schreiben, denn die Informationslage ist sehr schlecht. Ich reiste also nach Antakya im Süden der Türkei, wo die militärische Führung der FSA sitzt. Von dort aus überquerte ich mit Schmugglern die Berge nach Nordsyrien – ein ziemlich haarsträubendes Erlebnis. Ich verbrachte insgesamt eine Woche in Idleb. In dieser Region hat das Regime, zumindest damals, völlig aufgehört zu existieren. Straßensperren, Checkpoints vor den Städten, alles wurde von der FSA kontrolliert. An den Verwaltungsgebäuden weht die Flagge der Rebellen. Es war spannend und auch ermutigend, diese prekär befreite Region zu sehen. Mittlerweile haben

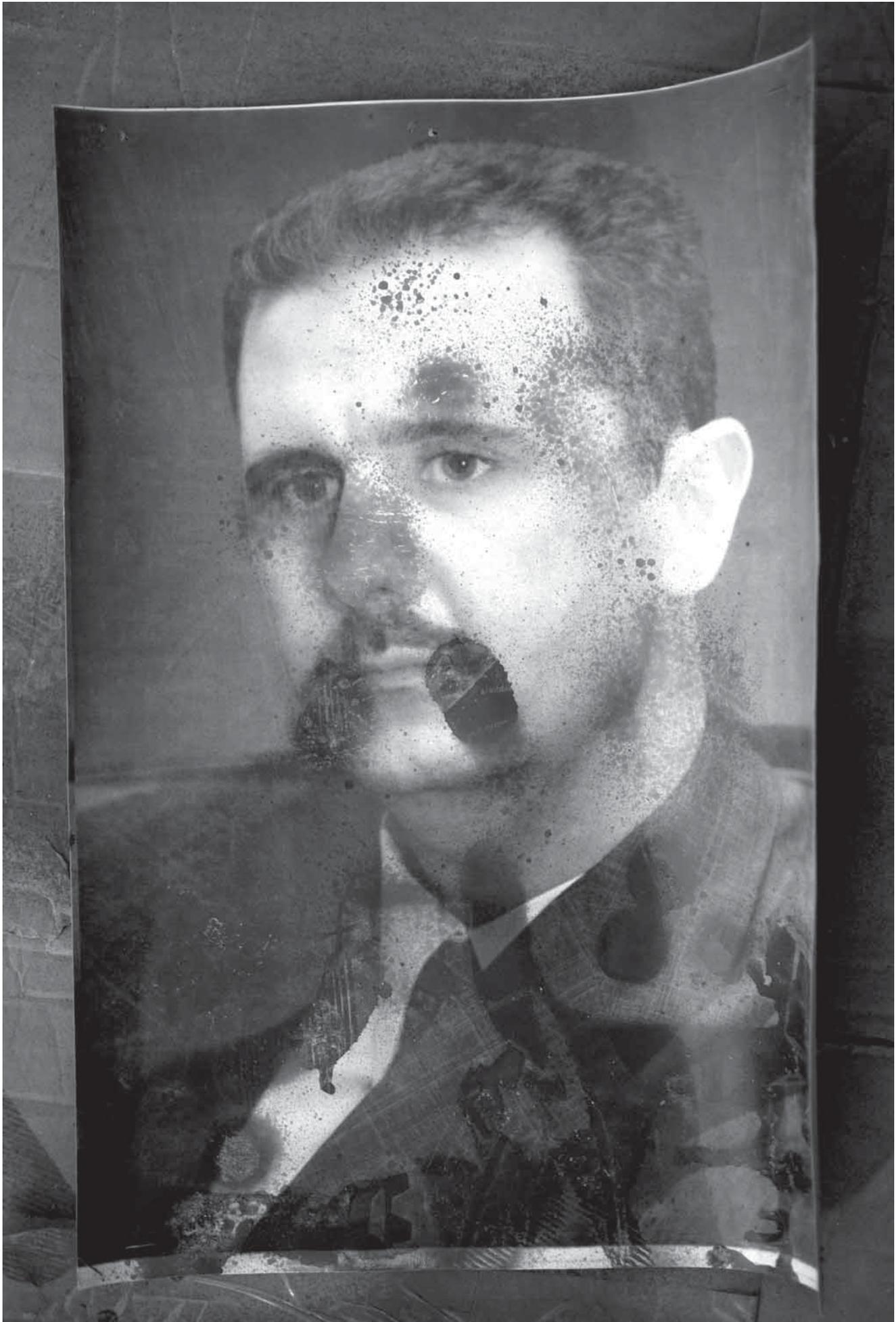


FOTO © AP

Die Vorgehensweise des Regimes ist einfach und effektiv: Gezielte massive Gewaltausübung. Ein Großaufgebot der Streitkräfte wird in einer bestimmten Gegend konzentriert und soll den Aufstand durch Terror und Gewalt demoralisieren und niederschlagen.

die Regierungstruppen Idleb nahezu vollständig eingenommen.

Welche Entwicklung in Syrien halten Sie für wahrscheinlicher? Wird sich das Regime Bashar al-Assads an der Macht halten können?

Im Augenblick sieht es so aus, als würde sich das Regime halten können, zumindest für einige Zeit. Die Situation ist ausgesprochen festgefahren: Das Regime kann zwar den Aufstand nicht vollständig unterdrücken, aber der Opposition fehlt

Ziele verfolgen. Die wichtigste Gruppe ist der Syrische Nationalrat mit Sitz in Istanbul, aber selbst innerhalb dieser Organisation gibt es keine einheitliche Linie. Das zweite große Problem ist die fehlende Verbindung der sich im Ausland befindlichen zivilen Opposition zur aufständischen Bevölkerung. In den vielen Interviews und Gesprächen, die ich in Syrien mit Aufständischen führte, wurde kein einziges Mal die äußere Opposition erwähnt – sie ist zu weit weg von der Realität der Revolution.

Die Vorgehensweise des Regimes ist einfach und effektiv: Gezielte massive Gewaltausübung. Ich glaube, was wir in Homs gesehen haben, war die Vorlage für die zukünftige Strategie des Regimes: Ein Großaufgebot der Streitkräfte wird in einer bestimmten Gegend konzentriert und soll den Aufstand durch Terror und Gewalt demoralisieren und niederschlagen. Die meisten Todesopfer in Homs waren Zivilisten, denn als sich die Kämpfer der FSA längst zurückgezogen hatten, wurde die Stadt einfach weiter bombardiert und beschossen.

Der Vorteil des Regimes ist, dass der Aufstand geografisch begrenzt ist und nicht im ganzen Land das gleiche Ausmaß erreicht hat. Man hofft also, den Aufstand Schritt für Schritt punktuell niederschlagen zu können. Bis dahin versucht das Regime, Zeit zu gewinnen und internationale Schritte hinauszuzögern.

Wie könnten solche Schritte aussehen? Welche Maßnahmen seitens des Westens wären notwendig, um das Blutvergießen zu beenden und eine demokratische Entwicklung Syriens zu unterstützen?

Erstens müsste man die FSA dabei unterstützen, sich als einheitliche, effektive Streitkraft zu etablieren. Der zweite wichtige Schritt ist schon schwieriger: Man müsste eine Pufferzone im Norden des Landes errichten, eine „Safe Zone“ für Flüchtlinge, von der aus auch die FSA organisiert werden könnte – ich denke etwa an die Rolle, die Bengasi in Libyen gespielt hat.

Halten Sie es für realistisch, dass es eine solche Unterstützung geben wird?

Ich bin nicht sehr optimistisch. Der UN-Sicherheitsrat wird sicher nicht in diese Richtung aktiv werden, Russland und China würden Vetos einlegen. Hätte die Idee einer „Weltge-



eine klare, koordinierte Vorstellung davon, wie man das Regime stürzen soll. Solange es keine entscheidende Änderung dieser Situation gibt – vor allem durch internationale Unterstützung für die Rebellen – hat das Regime gute Chancen durchzukommen.

Wie bewerten Sie die oppositionellen Kräfte in Syrien?

Das größte Problem der syrischen Opposition ist ihre Zersplitterung. Wir sprechen hier nicht von einer einheitlichen Gruppe, es gibt viele unterschiedliche oppositionelle Bündnisse und Organisationen, die teilweise auch sehr unterschiedliche

Die militärische Opposition hingegen, die Freie Syrische Armee (FSA), spielt für die Menschen eine große Rolle. Aber auch sie ist keine einheitliche, zentral gesteuerte Organisation. Im Augenblick ist die FSA vielmehr ein Konglomerat aus lokalen Milizen, die eng mit lokalen Interessen und Clans verbunden sind. Ich halte die militärische Führung der FSA für sehr fähig, aber ohne internationale Hilfe wird sie kaum eine zentrale, einheitliche Struktur etablieren können.

Welche Strategie verfolgt das syrische Regime vor diesem Hintergrund?

Ein Sturz des syrischen Regimes hätte schwere machtpolitische Folgen für den Iran. Denn wer auch immer den Platz Assads einnehmen würde, wäre mit größter Wahrscheinlichkeit kein Verbündeter mehr.

meinschaft“ tatsächlich eine Bedeutung, dann würde man nicht die Augen verschließen vor dem, was da in Syrien passiert. Wir sprechen hier nicht von hundert oder zweihundert toten Zivilisten, sondern von über 8000 innerhalb eines Jahres. Aber die UNO ist offenbar nicht die richtige Institution, um zu Handeln. Es müsste also durch die NATO oder auf andere Weise passieren. Die USA sind aber im Augenblick nicht gerade daran interessiert, in einen neuen Konflikt im Nahen Osten verwickelt zu werden, zumindest nicht vor den Präsidentschaftswahlen im November.

Welche Haltung nimmt die Europäische Union im Umgang mit dem syrischen Regime ein?

Es gibt keinen gemeinsamen europäischen Standpunkt und es hat sehr lange gedauert, bis überhaupt Stellungnahmen zu hören waren. Die britische Regierung hatte zum Beispiel sehr enge Beziehungen mit Bashar al-Assad, und die Wahrnehmung von Assad vom reformistischen Modernisierer hin zum brutalen Diktator änderte sich erst nach und nach. Ich glaube aber, der Perspektivenwechsel setzt sich nun auch in Europa endlich durch.

Welche Konsequenzen hätte der Sturz von Assads Regime? Was würde das einerseits für Syrien, andererseits für Israel und die gesamte Region bedeuten?

Die Auswirkungen wären in jedem Fall für die ganze Region erheblich, denn Syrien ist – anders als etwa Gaddafis Libyen – kein isoliertes Land. Syrien ist Teil einer Reihe regionaler und globaler Allianzen, das ist auch der Grund, warum Assad sich überhaupt schon so lange an der Macht halten kann. Der wichtigste Verbündete ist die Islamische Republik Iran. Die beiden Länder schlossen 1980 ein Militärbündnis, also beinahe unmittelbar nach der

islamischen Revolution, als der Iran weitgehend diplomatisch isoliert war. Heute ist Syrien der Junior Partner, Irans hegemoniale Ambitionen sind wohl der wichtigste strategische Faktor im gesamten Nahen Osten. Der Iran strebt nach Hegemonie in der Region und Syrien ist der einzige wirkliche verbündete arabische Staat. Die strategische Bedeutung ist auf regionaler Ebene enorm: Die irakische Regierung nähert sich zunehmend dem Iran an, im Libanon ist die iranische Stellvertreterorganisation Hisbollah an der Macht und mit einem pro-iranischen Syrien unter Assad ist Irans Einfluss bis zum Mittelmeer gesichert.

Ein Sturz des syrischen Regimes hätte schwere machtpolitische Folgen für den Iran. Denn wer auch immer den Platz Assads einnehmen würde, wäre mit größter Wahrscheinlichkeit kein Verbündeter mehr. Vermutlich wären es sunnitische Kräfte, die sich viel eher den sunnitischen Machthabern der arabischen Welt anschließen würden wie etwa Saudi-Arabien, Katar oder Ägypten.

Wie es nach Assad weitergehen würde, ist für die Menschen in Syrien natürlich die alles entscheidende Frage. Es gibt eine Vielzahl von Möglichkeiten, eine genaue Prognose ist unmöglich. Ein Regimewechsel in Syrien würde den Iran aber in jedem Fall schwächen und wäre aus der Sicht Israels und des Westens mit Sicherheit positiv.

Welche Auswirkungen hätte ein Regimewechsel für Hamas und Hisbollah?

Hamas ist derzeit sehr bemüht, sich aus der iranisch-syrischen Allianz zu lösen. Die sunnitische Hamas (es gibt keine nennenswerte Anzahl an schiitischen Palästinensern) war zwar lange Zeit Teil dieser Allianz, aber neben dem schiitischen Iran, der schiitischen Hisbollah und dem alevitischen Assad-Regime war sie

sozusagen nie ein vollwertiges Mitglied. Seit dem Arabischen Frühling im vergangenen Jahr orientiert sich die Hamas stärker an der Muslimbruderschaft, die insbesondere in Ägypten einen enormen Machtzuwachs verzeichnen konnte. Hinzu kommt, dass die Aufstände in Syrien zu einem großen Teil Aufstände von sunnitischen Muslimen gegen ein alevitisches Regime sind, das mit unglaublicher Brutalität gegen die Mehrheitsbevölkerung vorgeht. Diese Situation wurde für die Hamas zunehmend unangenehm, sie hat sich daher inzwischen weitgehend aus Damaskus zurückgezogen. Der Sturz Assads wäre für sie keine Katastrophe mehr. Für Hisbollah ist der Erhalt des syrischen Regimes ungleich wichtiger, sie ist stark von Syrien abhängig. Syrien ist wichtiger Waffenlieferant und gleichzeitig strategisches Hinterland, wie im Libanonkrieg 2006 deutlich zu sehen war. Ohne syrische Unterstützung hätte Hisbollah im Libanon ihre Macht sicher nicht so massiv ausbauen können. Auch Hisbollah würde den Sturz Assads zwar überleben, ihre Position wäre aber deutlich schwächer.

Noch einmal zurück zu Ihrer Reise: Werden sich die Rebellenhochburgen wie Idleb gegen die syrische Armee behaupten können?

In Idleb habe ich mit vielen Leuten gesprochen, mit Kämpfern der FSA und anderen Oppositionellen. Ihnen ist völlig klar, dass sie einem Frontalangriff der regulären Syrischen Armee nicht standhalten könnten, aber bis dahin haben sie das Gebiet quasi vollständig befreit – und die Selbstverwaltung scheint gut zu funktionieren. Ich finde das sehr ermutigend und denke, hier sollte die internationale Gemeinschaft ansetzen. Die Provinz Idleb wäre bestens dafür geeignet, eine Pufferzone einzurichten. Je früher, desto besser für die Menschen in Syrien.

Die Krise der Hamas

Die anhaltende Krise in Syrien hat der palästinensischen Hamas die vielleicht größten internen Konflikte ihrer Geschichte beschert.

VON FLORIAN MARKL

Während ein Jahr nach Beginn des Aufstandes gegen Diktator Bashar al-Assad noch immer kein Ende des Blutvergießens in Syrien in Sicht ist, hat sich eine seiner Folgen bereits herauskristallisiert: Für die 1987 aus der palästinensischen Muslimbruderschaft hervorgegangene Hamas (der Name ist ein Akronym für „Islamische Widerstandsbewegung“), geht ein Abschnitt ihrer Geschichte zu Ende. Sieben Jahre lang war sie Teil eines ungewöhnlichen Bündnisses, jetzt muss sie sich neu orientieren.

Die „Achse des Widerstands“

Das Jahr 2004 markierte einen Wendepunkt in der Geschichte der Hamas. Binnen weniger Monate kamen ihre wichtigsten Führer durch gezielte Tötungsoperationen der israelischen Armee im Gazastreifen ums Leben. Die Leitung der Organisation ging daraufhin an Khaled Mashal über, den Chef des Hamas-Politbüros, der sich, zusammen mit den anderen Mitgliedern der externen Führungsriege, in Damaskus der Gastfreundschaft des syrischen Regimes erfreute. Parallel zum Wechsel der Führung vom Gazastreifen in die syrische Hauptstadt fand eine aus finanziellen Nöten geborene Umorientierung statt. Denn ebenfalls im Jahre 2004 sperren saudische Sicherheitsbehörden die Konten vieler Anhänger Osama bin Ladens – dabei handelte es sich zugleich um jene Personen, die auch die Hamas bisher großzügig unterstützt hatten. Auf der Suche nach neuen Geldquellen wurde sie im Iran fündig. Das islamistische Regime in Teheran wurde ihr neuer Patron und pumpte fortan nicht nur Geld in die Organisation, sondern versorgte sie auch mit Waffen und organisierte die Ausbildung ihrer Kämpfer.

Die sunnitischen Islamisten der Hamas wurden damit zum Bestandteil eines ungewöhnlichen regionalen Bündnisses, das unter Führung des persisch-schiitischen Regimes im Iran auch die panarabische, baathistische Diktatur in Syrien sowie die schiitische Hisbollah im Libanon umfasste. Gemeinsam richtete man unter dem Schlagwort des „Widerstands“ den Kampf gegen den Einfluss des verhassten Westens im Nahen Osten im Allgemeinen, und die Existenz Israels im Besonderen. Lange schien vieles im Sinne der „Achse des Widerstands“ zu laufen: Im Libanon wuchs der Einfluss der Hisbollah



ALLE FOTOS ©: EPA

2004: Der Wendepunkt

Das Jahr 2004 markierte einen Wendepunkt in der Geschichte der Hamas. Binnen weniger Monate kamen ihre wichtigsten Führer durch gezielte Tötungsoperationen der israelischen Armee im Gazastreifen ums Leben. Andere wurden gefangen genommen, wie am Bild zu sehen in einer israelischen Armeestation nahe Nahal Oz.

genauso, wie der iranische im Irak nach dem Sturz Saddam Husseins. Im eigenen Land konnten die Mullahs ihr Atomprogramm relativ ungestört vorantreiben. (Die Proteste nach der geschobenen Präsidentschaftswahl im Sommer 2009 konnten, wenn auch mit einiger Mühe, letztlich niedergeschlagen werden.) Der Friedensprozess zwischen Israel und den Palästinensern war, ganz im Sinne und unter tatkräftiger Mitwirkung Teherans und seiner Verbündeten, so gut wie tot und im Gazastreifen übernahm die Hamas 2007 gewaltsam die Macht, nachdem sie im Jahr zuvor als Siegerin aus den palästinensischen Parlamentswahlen hervorgegangen war. Als dann Anfang 2011 eine Welle von Protesten und Aufständen den Nahen Osten zu erschüttern begann, waren davon in erster Linie die Gegner der iranischen Achse betroffen. Ben Ali und Hosni Mubarak wurden gestürzt, und wo immer in der Region Wahlen abgehalten wurden, ob in Marokko, Tunesien oder Ägypten, gingen

islamistische Parteien als die klaren Sieger aus den Urnengängen hervor.

Zu ersten Komplikationen kam es, als im März 2011 Proteste in Bahrain nach einer militärischen Intervention der Golfstaaten unter Führung Saudi-Arabiens niedergeschlagen wurden. Iran und Hisbollah unterstützten die maßgeblich von der benachteiligten schiitischen Mehrheit getragenen Demonstrationen gegen das sunnitische Herrscherhaus, auch Syrien stellte sich auf die Seite der bahrainischen Opposition. Für die Hamas war die Sache hingegen nicht so einfach: Konnte sie sich als einzige sunnitisch-islamistische Organisation wirklich auf die Seite der schiitischen Proteste schlagen, ohne sich selbst völlig zu diskreditieren?

Die Krise in Syrien

Nur wenige Tage nach der Niederschlagung der Proteste in Bahrain kamen im syrischen Dar'a mindestens fünf Menschen bei Zusammenstößen zwischen Demonstranten und Sicherheitskräften ums Leben. Das Begräbnis der Getöteten wurde zu einer Massendemonstration und war der Beginn der Protestwelle gegen das Regime Bashar al-Assads, das zur Unterdrückung der Opposition vom ersten Tage an auf rücksichtslose Gewalt setzte. Gelang es der Hamas im Falle der Niederschlagung der Proteste in Bahrain noch, sich einer unangenehmen Parteinahme zu entziehen, so war das nach dem Beginn der blutigen Auseinandersetzungen in Syrien nicht mehr möglich.

In dem durch viele religiöse und ethnische Bruchlinien charakterisierten Land herrscht ein Regime, dessen Elite im Wesentlichen von Alawiten gestellt wird, Angehörigen einer heterodox-schiitischen Minderheit, die vermutlich nur rund 15 Prozent der syrischen Bevölkerung ausmacht. Die bei weitem größte Gruppe Syriens bilden die circa 75 Prozent sunnitischen Araber. Auch wenn die syrische Opposition sich in der Weltöffentlichkeit gerne als überkonfessionelle Bewegung präsentiert, kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Aufstand gegen das Assad-Regime maßgeblich von sunnitischen Kräften bestimmt wird.

In diesem Spektrum sticht vor allem die syrische Muslimbruderschaft hervor, die schon einmal einen Aufstand gegen das syrische Regime unternommen hat, bis der damalige Machthaber Hafiz al-Assad, der Vater des heutigen Diktators, dem 1982 ein blutiges Ende bereitete: Geschätzte zwanzig- bis dreißigtausend Menschen kamen ums Leben, als große Teile der Stadt Hama wortwörtlich dem Erdboden gleichgemacht wurden. Die syrischen Muslimbrüder hielten an ihrer Opposition gegen das Regime fest, und auch wenn keine genauen Angaben über ihre Anhängerschaft unter Syriens Sunniten vorliegen, spielen sie auf jeden Fall eine wichtige Rolle im Syrischen Nationalrat,



2004: Die Achse des Widerstands
Die Leitung der Hamas-Organisation ging daraufhin an Khaled Mashal über, hier bei einer Pressekonferenz im Jahr 2006 in Teheran im Iran zu sehen, gemeinsam mit Syrien der neue Schutzpatron der Organisation.



2007: Hamas erobert Gazastreifen
Der Friedensprozess zwischen Israel und den Palästinensern war, ganz im Sinne und unter tatkräftiger Mitwirkung Teherans und seiner Verbündeten, so gut wie tot und im Gazastreifen übernahm die Hamas 2007 gewaltsam die Macht, nachdem sie im Jahr zuvor als Siegerin aus den palästinensischen Parlamentswahlen hervorgegangen war.



2011: Eine schwere Probe: Bahrain
 Die Proteste in Bahrain im März 2011 stellen die Hamas auf die Probe. Die Verbündeten Syrien, Iran und Hisbollah unterstützen die Opposition. Für die Hamas ist die Sache hingegen nicht so einfach: Konnte sie sich als einzige sunnitisch-islamistische Organisation wirklich auf die Seite der schiitischen Proteste schlagen, ohne sich selbst völlig zu diskreditieren?



2011: Bereits unlösbar: Syrien
 Ausgehend von der syrischen Stadt Dar'á stellen die Proteste gegen das syrische Regime Bashar al-Assads die Hamas vor die Frage: ihren bisherigen Gönnern treu bleiben und sich an die Seite Assads stellen oder sich mit ihren Kollegen von den syrischen Muslimbrüdern auf der Seite der Aufständischen verbünden?

Jänner 2012: Die Flucht
 Die Mitglieder der Hamas-Führung verlassen zusammen mit ihren Familien nach und nach Syrien. Einige gingen zurück in den Gazastreifen, andere ließen sich in Amman oder in Kairo nieder.

2012: Neuorientierung
 Die Hamas muss sich nach dem Ende ihres Bündnisses mit Syrien und dem Iran strategisch neu orientieren. Dabei versucht sie, von der Akzeptanz zu profitieren, die dem sunnitischen Islamismus in Form der Parteien der Muslimbruderschaft neuerdings auf internationalem Parkett entgegengebracht wird.

der im vergangenen Jahr als Zusammenschluss verschiedener Oppositionsgruppen gegründet wurde.

Die Hamas versuchte anfänglich, die Krise in Syrien auszusitzen. Als palästinensische Gruppierung, so ließ sie verlautbaren, wolle sie sich nicht in die Angelegenheiten ihres Gastgeberlandes einmischen. Doch je länger die Auseinandersetzungen andauerten, umso unhaltbarer wurde diese Position. Die Führung der Hamas in Damaskus musste eine Entscheidung treffen: Entweder sie blieb ihren bisherigen Gönnern treu, stellte sich an die Seite Assads und damit gegen so gut wie die gesamte arabisch-sunnitische Welt oder aber sie wechselte zu ihren Kollegen von den syrischen Muslimbrüdern auf der Seite der Aufständischen.

Im Spätsommer widersetzte sich die Hamas den syrischen und iranischen Forderungen, in den palästinensischen Flüchtlingslagern Pro-Assad-Demonstrationen zu organisieren. Während ihre bisherigen Verbündeten, die libanesische Hisbollah und der Iran, sich tatkräftig an der Niederschlagung des Aufstandes in Syrien beteiligten, verließen die Mitglieder der Hamas-Führung zusammen mit ihren Familien nach und nach das Land. Einige gingen zurück in den Gazastreifen, andere ließen sich in Amman oder in Kairo nieder. Auch massiver Druck des Iran konnte daran nichts mehr ändern: Bis Ende Jänner 2012 hatte das gesamte Hamas-Politbüro Syrien verlassen. Damit stellte sich jedoch für die externe Führung eine Reihe von Problemen. Einerseits musste sie sich auf die Suche nach einem neuen Quartier machen. Ausgedehnte Reisen quer durch die arabische Welt, von Ägypten über Amman bis nach Katar, wurden unter anderem in dieser Absicht unternommen, doch scheint vorerst kein Land bereit zu sein, einer Gruppe Unterschlupf zu gewähren, die immerhin von einem Großteil der Welt als Terrororganisation angesehen wird. Andererseits galt es, neue Geldquellen zu erschließen. Die finanzielle Unterstützung aus dem Iran war in der letzten Zeit bereits arg geschrumpft – allen Beteuerungen zum Trotz machten sich hier die gegen den Iran verhängten Sanktionen des Westens deutlich bemerkbar –, nun musste für den Fall vorgesorgt werden, dass gar kein Geld aus Teheran mehr in die Taschen der Hamas fließt. Mögliche alternative Finanziere wären einige der Golfstaaten oder die Türkei, deren Premier Erdogan zwar keinen Hehl aus seiner Sympathie für die Hamas macht, die aber jegliche finanzielle Zusagen zumindest offiziell dementiert.

Interne Konflikte

Drittens muss sich die Hamas nach dem Ende ihres Bündnisses mit Syrien und dem Iran strategisch neu orientieren. Dabei versucht sie, von der Akzeptanz zu profitieren, die dem sunnitischen Islamismus in Form der Parteien



Februar 2012: Versöhnungsabkommen
Anfang Februar schließen Khaled Mashal (links) und Palästinenserpräsident Mahmud Abbas (rechts) in Doha ein Abkommen, um die verfeindeten Palästinenserorganisationen Hamas und Fatah einmal mehr zu „versöhnen“.



Februar 2012: Interne Differenzen
Mitte Februar machte Hamas-Führer Haniyeh in Kairo den Bruch der Hamas mit ihrem bisherigen Verbündeten Assad gewissermaßen offiziell, als er in einer Rede explizit das nach „Freiheit, Demokratie und Reformen“ strebende syrische Volk grüßte, während im Publikum lauthals Sprechchöre gegen die Hisbollah, gegen Assad und gegen den Iran skandiert wurden.

der Muslimbruderschaft neuerdings auf internationalem Parkett entgeggebracht wird. Nicht zuletzt diesem Zweck sollte das Anfang Februar von Khaled Mashal und Mahmud Abbas in Doha geschlossene Abkommen dienen, mit dem zum wiederholten Male versucht wurde, die verfeindeten Palästinenserorganisationen Hamas und Fatah zu „versöhnen“. Der Vereinbarung zufolge soll Abbas interimistisch neben dem Amt des Präsidenten auch noch den Posten des Premierministers übernehmen und im Laufe des Jahres sollen Parlamentswahlen abgehalten werden. Das „Versöhnungsabkommen“ war ein Versuch der externen Führung der Hamas, einen Weg aus der Sackgasse zu finden, in die sie durch die Krise in Syrien geraten war. Doch wie schlagartig klar wurde, stellte sich die Situation für die interne Führung, das heißt die Hamas im Gazastreifen, völlig anders dar. Nicht nur beschwerten sich „Premier“ Ismail Haniyeh und andere hochrangige Hamas-Mitglieder aus Gaza darüber, dass über ihre Köpfe hinweg von der externen Führung weitreichende Vereinbarungen getroffen worden waren. Sie legten darüber hinaus in einem Rechtsgutachten dar, dass die Vereinbarung schlicht verfassungswidrig sei. Bei dem öffentlich gewordenen Dissens handelte es sich weder um ideologische, noch um persönliche Differenzen, sondern um Interessensgegensätze. Die mannigfachen Probleme der externen Führung existieren in dieser Form für die interne Führung nicht. Im Gazastreifen herrscht die Hamas seit 2007 weitgehend ungestört. Sie verfügt durch die Kontrolle des Schmuggelhandels über eine lukrative Einkommensquelle und sieht sich, insbesondere durch die Triumphe der Muslimbrüder bei den Wahlen in Ägypten, in ihrer regionalen Position eher gestärkt – kurz: Sie sieht keinerlei Notwendigkeit, mit der innerpalästinensischen Konkurrenz Kompromisse zu schließen oder gar zugunsten einer Einheitsregierung auf einen Teil ihrer Macht zu verzichten. Haniyeh begab sich auf eine Tour durch verschiedene arabische Hauptstädte und stattete auch Teheran eine

Visite ab. Es mag sich dabei um einen Versuch gehandelt haben, das ramponierte Verhältnis zum langjährigen Wohltäter zu reparieren, aber aus heutiger Sicht war es ein Abschiedsbesuch. Mitte Februar machte Haniyeh in Kairo den Bruch der Hamas mit ihrem bisherigen Verbündeten Assad gewissermaßen offiziell, als er in einer Rede explizit das nach „Freiheit, Demokratie und Reformen“ strebende syrische Volk grüßte, während im Publikum lauthals Sprechchöre gegen die Hisbollah, gegen Assad und gegen den Iran skandiert wurden. Wenig später erklärten mehrere hochrangige Funktionäre aus dem Gazastreifen gar, dass die Hamas sich aus dem Konflikt heraushalten werde, sollte Israel Militärschläge gegen den Iran unternehmen. Auch wenn diese Meldungen sogleich wieder dementiert wurden, sind sie in Teheran sicher aufmerksam zur Kenntnis genommen worden. Es wird interessant sein zu sehen, wie sich dieses Verhältnis weiter entwickelt, denn der Iran verfügt mit dem Palästinensischen Islamischen Dschihad über einen Stellvertreter in Gaza, der der Hamas das Leben durchaus schwer machen könnte. Versucht man, eine Bilanz der Vorgänge des letzten Jahres zu ziehen, so scheint die „iranische Phase“ der Geschichte der Hamas zu Ende gegangen zu sein, die eine Folge des Machtzuwachses der externen Führung im Jahre 2004 war. Mit der nun notwendig gewordenen strategischen Umorientierung im Zuge der Krise in Syrien hat fürs Erste die interne Führung der Hamas im Gazastreifen wieder die Oberhand gewonnen. Sie hält die seit dem Krieg gegen Israel zum Jahreswechsel 2008/2009 existierende Waffenruhe einigermaßen ein, sieht aber keinen Grund, von ihrer grundsätzlichen Ablehnung des jüdischen Staates abzugehen. Dennoch verändert das scheinbare Ende der „Achse des Widerstandes“ in ihrer bisherigen Form die regionalen Machtverhältnisse – für Israel ist das im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit einem nach Atomwaffen strebenden Iran eine der wenigen guten Nachrichten der letzten Zeit.

Ein Symbol für Toleranz und Vielfalt

1997 eröffnete in Casablanca das erste und bisher einzige jüdische Museum in der arabischen Welt. Simon Levy und Zhor Rehilil, er marokkanischer Jude, sie eine junge Muslimin, gestalteten einen Ort, an dem kulturelle Nähe und friedliches Miteinander im Mittelpunkt stehen.

VON SOPHIE WAGENHOFER (TEXT UND BILDER)

Besuchern wird es nicht gerade leicht gemacht. Wer sich für das Jüdische Museum in Casablanca interessiert, muss sich auf die Suche machen. Abseits der Hektik der Wirtschaftsmetropole liegt das kleine Museum im beschaulichen Villenviertel Oasis. Nur ein Messingschild am Eingang mit dem Wort Museum in französischer und arabischer Sprache deutet auf den öffentlichen Charakter des Gebäudes hin. Das Prädikat „jüdisch“ fehlt. Auf die Frage warum, antwortete der damalige Direktor Simon Levy gerne: „Als wir 1997 eröffneten, gab es in ganz Casablanca kein anderes Museum. Eine Spezifizierung hat es daher nicht gebraucht.“

Doch das ist nur ein Teil der Wahrheit. Es geht auch darum, nicht zu viel Aufmerksamkeit zu erregen, keine Angriffsfläche für Anfeindungen oder Anschläge zu bieten. Zwar ist im heutigen Marokko wesentlich mehr möglich, als in den meisten anderen arabischen und islamischen Staaten. Juden spielen eine aktive Rolle in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Dennoch ist und bleibt, vor dem Hintergrund des Nahostkonflikts, jede Auseinandersetzung mit Aspekten jüdischer Kultur, Geschichte und Religion in Marokko sensibel und schwierig. Die Leitung eines jüdischen Museums in einem arabisch-muslimisch dominierten Land



Der Eingang des Jüdischen Museums in Casablanca

verlangt eine Menge Fingerspitzengefühl. Das verstand Simon Levy, der das Museum mitbegründete und aufbaute, nur zu gut. Bis zu seinem Tod im Dezember vergangenen Jahres leitete der Linguist und politische Aktivist das Museum, dessen Linie und Profil er entscheidend prägte. In seinem Sinne soll die Arbeit nun auch weitergeführt werden. Dafür sorgt in erster Linie die Anthropologin Zhor Rehilil, die Levy Mitte der 1990er-Jahre als Kuratorin ins Boot holte.

Wer sich bis zum Jüdischen Museum durchgefragt und den kleinen Eingangsbereich passiert hat, dem eröffnet sich ein Ort der Ruhe und Stille in der sonst so lauten, hektischen Millionenstadt. Das einstöckige, weißgetünchte Haus liegt in einem üppigen Garten mit Palmen, Kakteen und ausladenden Bougainvillea, dazwischen Steinwege, die mäandrierend um das Gebäude herumführen. Sie stehen symbolisch für die Lebenswege jüdisch-marokkanischer Familien, für die Entscheidung, auszuwandern oder zu bleiben, und sie sind Sinnbild für Trennungen und neue Begegnungen. Der Garten ist Bestandteil des architektonischen Konzepts, das der jüdisch-marokkanische Architekt Aimé Kakon im Auftrag der jüdischen Gemeinde von Casablanca entwickelte.

Für das Museum wurde kein Neubau konzipiert, sondern vielmehr ein Ort mit einer ganz eigenen Geschichte umgestaltet, das ehemalige jüdische Waisenhaus „Home d'enfant Murdoch Bengio“. 1948 von Celia Bengio eröffnet, stellte das Waisenhaus 1965 den Betrieb ein und wurde anschließend als Rabbinerschule genutzt. Mitte der 1990er-Jahre übergab Celia Bengio das Grundstück der jüdischen Gemeinde für das geplante Museum. Kakon versuchte, die Geschichte des Ortes ebenso wie die gegenwärtige Lebensrealität marokkanischer Juden in die Umgestaltung einfließen zu



Der Garten des Museums, gestaltet vom jüdisch-marokkanischen Architekten Aimé Kakon

lassen, wobei er gänzlich auf folklorisierende Elemente verzichtete.

Die Idee zu Gründung einer Stiftung und eines Museums zum Erhalt jüdischer Kultur in Marokko entstand Ende der 1980er-Jahre. Eine Reihe jüdischer Intellektueller und Aktivisten diskutierten in dieser Zeit über Fragen jüdisch-marokkanischer Identität und über konkrete Möglichkeiten, jüdische Kultur und jüdische Traditionen in Marokko zu bewahren; unter ihnen auch der Wissenschaftler, Politiker und Journalist Simon Levy. Damals, sagte Levy, war es bereits „fünf vor zwölf“. Rund 250.000 Juden hatten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Land in Richtung Frankreich, Israel und Kanada verlassen. Damit verschwand gelebte Kultur allmählich aus dem marokkanischen Alltag. Den immer kleiner werdenden Gemeinden in Marokko fehlten die finanziellen Mittel zum Erhalt der Infrastruktur. Außerdem schienen insbesondere der jungen Generation alte Traditionen überholt und „rückständig“. Interessant und erstrebenswert hingegen war „das Neue und Moderne“, erzählte Levy. Religiöse Objekte und Alltagsgegenstände, Zeugnisse einer jahrhundertlangen Präsenz jüdischer Gemeinden in Nordafrika, wurden zurückgelassen oder, meist weit unter Wert, auf Märkten verkauft. Diesen Prozess

aufzuhalten, das materielle wie immaterielle Kulturerbe der jüdischen Gemeinden in den verschiedenen Teilen Marokkos zu erhalten, haben sich Levy und andere Gemeindeglieder zum Ziel gesetzt.

1994 wurde in Casablanca die Stiftung für das jüdisch-marokkanische Erbe ins Leben gerufen, drei Jahre später eröffnete das Museum. Bereits während der Umbauarbeiten führten Simon Levy und Zhor Rehilil zusammen durch Marokko, um religiöse Artefakte, Bücher sowie Alltagsgegenstände zu suchen, die in der Ausstellung gezeigt beziehungsweise im Archiv konserviert werden sollten. Teils kauften sie Objekte auf Märkten, teils fanden sie diese in aufgelassenen Synagogen oder bekamen sie aus privaten Nachlässen zur Verfügung gestellt. So wurden die Vitrinen nach und nach mit religiösen Objekten, mit Schmuck, Kleidungsstücken, Handwerksutensilien und Büchern bestückt. Auch Synagogenmobiliar aus verschiedenen Teilen Marokkos sowie die Rekonstruktion einer Goldschmiedewerkstatt aus Fez sind im Museum zu sehen. Die gezeigten Objekte dokumentieren die lange Tradition jüdischer Gemeinden im heutigen Marokko und den Beitrag jüdischer Handwerker, Künstler und Wissenschaftler zum kulturellen Erbe des Landes.

Doch was ist mit der Massenauswanderung marokkanischer Juden? Wie waren die Gemeinden von der Shoah betroffen? Wo bleiben Themen wie Antisemitismus? Das sind Fragen, die sich insbesondere „westliche“ Besucher stellen. Fragen, die jedoch im Museum in Casablanca, anders als in europäischen und amerikanischen Museen, keinen zentralen Platz einnehmen.

Probleme scheint es nicht zu geben. So zumindest der Eindruck nach dem Besuch der Dauerausstellung. Doch was ist mit der Massenauswanderung marokkanischer Juden? Wie war die Situation der Juden unter dem profaschistischen Vichy-Regime und waren die Gemeinden von der Shoah betroffen? Wo bleiben Themen wie Antisemitismus? Das sind Fragen, die sich insbesondere „westliche“ Besucher stellen. Fragen, die jedoch im Museum in Casablanca, anders als in europäischen und amerikanischen Museen, keinen zentralen Platz einnehmen. Objekte dazu gäbe es wohl, beispielsweise die Megillat Hitler, die in der Ausstellung zu sehen ist. Dieser Text, der 1943 nach dem Vorbild der biblischen Esther-Rolle in Casablanca verfasst wurde, beschreibt die fiktive Niederlage Hitlers. Ein spannendes Dokument, das deutlich macht, wie Juden in Nordafrika die

Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden wahrgenommen und wie sie ihre eigene Situation empfunden haben. Im Kontext der Ausstellung in Casablanca wird diesem Dokument nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, ebenso wenig wie dem Thema Shoah im Allgemeinen.

Doch was sind die Gründe dafür, dass „unangenehme“ Themen wie Antisemitismus oder Auswanderung marginalisiert werden? Weshalb wird die Tradition eines jahrhundertlangen friedvollen Miteinanders so zentral gemacht, den Fokus gerückt, als gäbe es keine Probleme? Politischer Konformismus könnte man kritisch meinen, doch so einfach ist es nicht. Die Ausstellungsmacher sind sich der Probleme, mit denen die jüdische Gemeinde im Marokko der Gegenwart konfrontiert ist, durchaus bewusst, benennen diese im Gespräch auch

sehr offen. Levy beschönigte die Situation der Juden in Marokko keineswegs, sprach ebenso freimütig und persönlich über Diskriminierungen unter dem Vichy-Regime wie über die Gefahr, welche von religiösem Fundamentalismus in der Gegenwart ausgeht. Er beschrieb auch die Entfremdung zwischen Juden und Muslimen in Marokko: „Juden werden häufig als Europäer wahrgenommen, denen man auf Französisch antwortet, selbst wenn sie einen auf Marokkanisch angesprochen haben.“ Insbesondere der Nahostkonflikt belastet das Verhältnis der muslimischen Mehrheitsgesellschaft zur jüdischen Minderheit. „Die Jugendlichen kennen Juden heute nur noch aus den Medien. Ihre Vorstellungen sind von den Bildern über den Nahostkonflikt geprägt und Vorurteile dadurch vorprogrammiert“, erklärt die Kuratorin Zhor Rehilil und spricht dabei auch ihre eigenen, ganz persönlichen Erfahrungen an. Denn auch ihre Einstellung gegenüber Juden wurde lange weitgehend von den Geschehnissen in Nahost, den Massakern von Sabra und Chatilla, bestimmt. Auf die Frage, wie aus der erklärten Palästina-Aktivistin die Kuratorin des jüdischen Museums wurde, erklärt sie: „Die Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte ist wichtig, um die eigene marokkanische Identität zu verstehen.“

Die kulturelle Nähe zwischen Juden und Muslimen wird in der Ausstellung vor allem anhand gemeinsamer Traditionen in den Bereichen Kleidung, Schmuck und Handwerk dokumentiert. Alltagskultur eignet sich am besten, um die Gemeinsamkeiten zwischen Muslimen und Juden in Marokko zu zeigen.



Genau hier wollte Levy und Rehilil mit der Ausstellung ansetzen; der Kampf gegen Vorurteile und für ein gleichberechtigtes, respektvolles Miteinander von Muslimen und Juden in Marokko steht im Mittelpunkt der Museumsarbeit. Dies im Hinterkopf ist die Ausstellung keineswegs als politischer Konformismus oder als Beschönigung der Verhältnisse zu lesen, sie ist vielmehr eine Reaktion auf gegenwärtige Schwierigkeiten und Probleme der immer kleiner werdenden Gemeinde. Die Gemeinsamkeiten und Schnittpunkte zwischen

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 46 Wien
 NU 45 Melbourne
 NU 44 Eisenstadt
 NU 43 Philadelphia
 NU 42 Frankfurt

NU 41 Bratislava
 NU 40 Rom
 NU 39 Südafrika
 NU 38 Oslo
 NU 37 Sarajevo

NU 36 Barcelona
 NU 35 Kopenhagen
 NU 34 London
 NU 33 Hohenems
 NU 32 Buenos Aires

NU 31 Wien
 NU 30 Basel
 NU 29 Sydney
 NU 28 München
 NU 27 Berlin



Die Leitung eines jüdischen Museums in einem arabisch-muslimisch dominierten Land verlangt eine Menge Fingerspitzengefühl. Das verstand Simon Levy (im Bild mit Kuratorin Zhor Rehilil), der das Museum mitgründete und aufbaute, nur zu gut.

zwischen Muslimen und Juden in Marokko zu zeigen, so die Kuratorin. Auch Sprache spielt in diesem Kontext eine Rolle. Verschiedene Schriftzeugnisse in der Ausstellung verdeutlichen, dass sich Judeo-Marokkanisch kaum von der Alltagssprache marokkanischer Muslime unterscheidet, dass Juden und Muslime im Wortsinne eine „gemeinsame Sprache sprechen“. Ein Beispiel ist hier eine judeo-marokkanische Hinweistafel aus der Synagoge Sla l-Khadra aus Meknes. Die Gemeinde wird darauf hingewiesen, während des Gottesdienstes nicht auf den Boden zu spucken und den Kantor nicht mit allzu lauter Stimme zu begleiten. Was zunächst fremd scheint, nämlich die hebräische Schrift, wird laut gelesen auch für nicht-jüdische Marokkaner zu etwas Vertrautem, nämlich zu einer Form des marokkanischen Dialekts. Umgekehrt stellen hebräischsprachige Besucher fest, dass sie den Text aus der Synagoge zwar lesen, aber dessen Inhalt nicht verstehen können.

Während die Dauerausstellung vor allem von jüdischen wie nicht-jü-

Juden und Muslimen werden gezielt in den Mittelpunkt gerückt, um die Vorstellung vieler Muslime, Juden seien „irgendwie anders“ und stärker an Europa, Amerika oder Israel orientiert als an Marokko, zu entkräften. Die zentrale Botschaft der Ausstellung – Juden sind ein integraler Bestandteil der marokkanischen Gesellschaft – ist aber nicht nur für das Verhältnis zwischen Juden und Muslimen wichtig, sondern auch für das Selbstverständnis der immer kleiner werdenden jüdischen Gemeinde. Die Entscheidung in Marokko zu bleiben und nicht, wie der überwiegende Teil der Gemeinde nach Europa, Kanada oder Israel auszuwandern, ist nicht leicht. Es gilt, sich immer wieder der eigenen marokkanischen Identität zu versichern, um die Existenz in dem arabischen Land vor sich selbst wie vor anderen zu legitimieren.

Die kulturelle Nähe zwischen Juden und Muslimen wird in der Ausstel-

lung vor allem anhand gemeinsamer Traditionen in den Bereichen Kleidung, Schmuck und Handwerk dokumentiert. Alltagskultur eigne sich am besten, um die Gemeinsamkeiten

Puppen in traditioneller Kleidung nach Originalvorlagen, nachgefertigt von Lea Levy-Bencheton



„Die Jugendlichen kennen Juden heute nur noch aus den Medien. Ihre Vorstellungen sind von den Bildern über den Nahostkonflikt geprägt und Vorurteile dadurch vorprogrammiert“, erklärt die Kuratorin Zhor Rehihil.



Toravorhang Synagoge La Pariente, Larache 1935

dischen Touristen aus Europa und Amerika besucht wird, bieten Veranstaltungen wie Filmabende, Lesungen, Konzerte, politische Diskussionen oder Vernissagen zu Sonderausstellungen die Chance, ein überwiegend lokales Publikum anzusprechen. Journalisten marokkanischer und internationaler Medien nehmen an solchen Veranstaltungen teil, ebenso wie Gäste, die sich für spezifische Themen interessieren, offizielle Vertreter der Ge-

meinde oder der Stadt, aber auch Freunde, Kollegen und Familienangehörige der Künstler. Diese zusätzlichen Aktivitäten helfen, das Museum als Veranstaltungsort innerhalb der Kulturszene Casablanças zu positionieren. Veranstaltungen und Sonderausstellungen bieten Raum für Themen, die in der Dauerausstellung nicht oder nur sehr verkürzt dargestellt werden, und haben darüber hinaus eine hohe Medienwirksamkeit.

Diese Medienpräsenz ist wichtig. Nur so hat das kleine, etwas abseits gelegene Museum auch über die eher geringen Besucherzahlen hinaus die Möglichkeit, auf zentrale Themen und Probleme aufmerksam zu machen und sich als Institution in soziale und politische Debatten einzumischen. Der Kampf gegen Vorurteile und um Anerkennung ist kein einfacher. Doch trotz Drohanrufen und Schmierereien lässt sich das kleine Team des Museums nicht entmutigen. Die Unterstützung von offizieller Seite ist ihm jedenfalls sicher. Die Regierung fördert die private Initiative durch die Finanzierung der Kuratorenstelle. Zudem wurden Stiftung und Museum 2001 vom Kulturministerium zur gemeinnützigen Einrichtung erklärt und die Arbeit damit symbolisch aufgewertet. Der marokkanische König Mohammed VI. hat das Museum, ebenso wenig wie sein Vater Hassan II., allerdings noch nicht besucht. Das ist auch der Grund, weshalb das Haus zwar seit 1997 Besuchern offen steht, aber noch nicht offiziell eröffnet wurde. Bis zuletzt hat Simon Levy auf die Zusage des Königs gewartet, die offiziellen Feierlichkeiten durch seine Anwesenheit „zu krönen“. Dass es dazu je kommen wird ist zu bezweifeln; aufklären, informieren und für ein respektvolles Miteinander kämpfen, kann das Team des Museums allerdings auch ohne allerhöchsten Segen.

Musée du Judaïsme Marocain

81, rue Chasseur Jules Gros
Casablanca, Oasis
Leitung: Zhor Rehihil
Mo.–Fr. 10.00–17.30 Uhr
Einfacher Eintritt: 25 Dirham (2,20 €)
Führung: 40 Dirham (3,60 €)
museedujudaismemarocain@hotmail.com
Tel: +212 (0) 522 99 49 40

Die Sehnsucht nach Liebe

In den Kinos ist der erste Spielfilm von Anja Salomonowitz angelaufen. Mit „Spanien“ ist der Regisseurin ein großer Wurf gelungen. Ein Streifen, der mit so starken filmischen Mitteln arbeitet, dass er sich einer verbalen Beschreibung nahezu entzieht. Der Rat kann nur lauten: Hingehen und anschauen.

VON PETER MENASSE

Ein Film lässt sich nicht erzählen. Und wenn er denn doch erzählt wird, weiß der Leser noch immer viel zu wenig. Ein Film muss geschaut werden. Für „Spanien“, den ersten Spielfilm von Anja Salomonowitz gilt das in besonderer Weise. Ein Film mit einer suggestiven Bildsprache, mit Bildschnitten, die Bildskulpturen entstehen lassen, mit einer dichten, elegischen Musik und wunderbaren Schauspielern, mit Metaphern und

Anspielungen, wie ließe sich das auf dem spröden Papier einer Zeitung umfassend beschreiben? Und doch muss es versucht werden. Dieser Film ist es wert.

Zwei Autos stoßen zusammen. Alle Insassen sind tot, nur aus einem der Wagen kriecht ein Überlebender. Er schnappt sich die Papiere eines der Toten und entfernt sich über die Felder. Sava, ein Flüchtling

aus Moldawien hat viel Geld bezahlt, um nach Spanien geschleppt zu werden. Als er jetzt auf der Straße einen Pfarrer trifft und ihm hilft, sein kaputtes Moped zu reparieren, findet er heraus, dass er in Niederösterreich gelandet ist. Der Pfarrer gibt dem virtuosen Handwerker Sava Obdach und lässt ihn Möbel und Heiligenstatuen restaurieren. Den Plan, nach Spanien zu kommen, wird Sava jedoch konsequent



ALLE FOTOS ©: DOR FILM

Die Regisseurin am Set



Zwischen Sana und Magdalena entsteht eine kurze Liebe in der alten, verfallenden Kirche, in der sich die Ameisen ihren Weg über Heiligenbilder und Barockmöbel suchen.

weiter verfolgen. Er holt sich von den Schleppern Geld zurück, weil sie ihn nur bis Österreich gebracht haben und träumt von dem Land, in dem man gut leben kann: „Die Menschen dort fürchten noch Gott. Wo man Gott fürchtet, kann man gut leben“, sagt er dem Pfarrer aus dem Land, in dem die Menschen Fremde mit perfekter Bürokratie verfolgen, statt sich selbst dem guten Leben zu nähern.

In derselben Kirche arbeitet auch Magdalena als Restauratorin von Heiligenbildern. Aus einer sprachlosen Beziehung zwischen den beiden entsteht eine kurze Liebe in der alten, verfallenden Kirche, in der sich die Ameisen ihren Weg über Heiligenbilder und Barockmöbel suchen.

In ihrer Freizeit bestellt Magdalena Männer in ihre Wohnung, um sie als Modelle für Ikonenmalerei zu verwenden. Die Augen der fremden Männer sind das Markenzeichen ihrer Kunst. Ihr Ex-Mann Albert, ein Fremdenpolizist lässt ihr keine Ru-

he. Er leidet unter der Obsession, endlich verstehen zu wollen, was sie an anderen Männern besser findet, was andere besser können als er. Er ist getrieben von dem Wunsch, geliebt zu werden. Tagtäglich schnüffelt er in Wohnungen von Ausländern und ihren österreichischen Partnern, um ihnen Scheinehe nachzuweisen. Wenn er der wahren Liebe begegnet, lässt sie ihn ratlos zurück. „Was sagst du zu ihr, dass sie dich liebt?“ Immer wieder fragt er das, in der Hoffnung, die ultimative Formel für das Glück zu erfahren, die er irgendwo im großen Buch des Lebens wähnt.

Und dann ist da Gabriel, der Kranfahrer, der von hoch oben auf die Welt schaut und über die Geschehnisse tief unter sich herrscht. Wenn er aber unten steht, zwingt ihn ein unwiderstehlicher Drang in ein Automatencasino. Je mehr er versucht, auch hier über das Schicksal zu bestimmen, umso mehr unterliegt er dem unerbittlichen Walten des blinden Spielgeräts. Er wird alles verlie-

ren, er hat keine Chance.

Von einem langsamen Beginn weg kulminiert das Geschehen in immer schnellerer Abfolge hin zu einem Ende, das niemanden das bringen wird, was er sich erhofft.

Anja Salomonowitz hat bei diesem Film nicht nur die Regie geführt, sondern gemeinsam mit Dimitré Dinev auch das Drehbuch verfasst. Dinev, der selbst als 22-Jähriger aus Bulgarien nach Österreich ausgewandert ist und Salomonowitz, die sich dem Thema Fremdenrecht schon in ihren Dokumentarfilmen gewidmet hat, zeichnen ein dichtes Bild vom Schicksal der Menschen, die durch die Not nach Österreich getrieben werden. Wenn Albert, der Fremdenpolizist, Wohnungen betritt, sie nach Spuren gemeinsamen Lebens durchsucht, das Bad anpinkelt und verbale Gewalt ausübt, eröffnet sich eine Ahnung vom Wirken faschistischer Strukturen. Albert bestimmt, welche Ehe kaputt geht, er ist der jämmerliche Gott, der andere zerstört, weil er selbst zerstört ist.

Und so zeigt dieser Film, der mit wenigen Worten auskommt, der alles in ruhigen, rot-braun eingefärbten sprechenden Bildern vermittelt, wie ein kaputter Mensch den anderen vernichtet, wie keiner in Frieden leben kann, wenn rund um ihn Zerstörung herrscht.

Es gelingt wenigen Filmen, auch nur ein oder zwei Figuren zu einem glaubwürdigen Leben zu erwecken. In „Spanien“ werden alle vier Hauptdarsteller intensiv und plastisch. Magdalena, die aussieht wie eine Heilige, zerbricht an ihren unerfüllten Wünschen und tut schließlich alles, um Savas Traum zu zerstören. Albrecht scheitert an seiner Ohnmacht, das Leben zu begreifen und rächt sich fortwährend an den scheinbar Glücklichen. Gabriel wird zwischen dem Glück in seiner klei-

nen Familie und dem Zwang, das Unbeherrschbare zu beherrschen, im wahrsten Sinne des Wortes zerrissen.

Sava ist der Fremde, der in diese zerstörte und uns doch so normal dünkende Welt tritt und sich aus ihr nicht befreien kann. Niemand kann sich dem System entziehen, es übernimmt die Macht über alle. Was er aber leisten kann, ist eine Sehnsucht aufzubauen: Die Sehnsucht nach einem Spanien, wo alles besser sein wird. Dimitré Dinev sagt dazu: „Diese Sehnsucht verändert die Welt und nicht die Vernunft, die immer an Grenzen stößt.“

So bleibt am Ende auch nur eines der vier Schicksale offen, das von Sava. Die Hoffnung stirbt zuletzt, in „Spanien“ wird sie ganz am Ende aufs Neue geboren.



„Spanien“ wurde erstmals bei der Berlinale 2012 gezeigt. Bei der Diagonale in Graz lief er als Eröffnungsfilm. Weitere Informationen unter www.spanien-derfilm.at

Besetzung:

Magdalena	Tatjana Alexander
Albert	Cornelius Obonya
Sava	Grégoire Colin
Gabriel	Lukas Miko

Regie	Anja Salomonowitz
Drehbuch	Dimitré Dinev und Anja Salomonowitz
Kamera	Sebastian Pfaffenbichler



Die Wahrheit und ihre Konsequenz

Wie lebt es sich in der Welt der Super-Reichen und Schönen? Wie geht man mit dem Absturz aus dem vermeintlichen Paradies auf Erden um? Wie verkraftet man letztendlich den Selbstmord des Ehemanns, der am tiefen Fall seiner Familie zerbricht? Zwei Bücher geben detaillierte Einblicke in das Leben der Familie von Bernard Madoff und skizzieren die handelnden Personen mit einer Präzision, die den Leser unmittelbar in das dramatische Geschehen zieht.

VON DANIELLE SPERA

Beide Bücher sind keine große Literatur, aber unglaublich spannend zu lesen, erinnert doch der Aufstieg und Fall der Familie Madoff an Shakespeare-Tragödien. Immer wieder taucht auch das jüdische Leben der Madoffs auf, die Tatsache, dass die zweiten Schwiegertöchter bzw. die Schwiegertochter in spe nicht jüdisch sind, die Assimilation der Familie bis hin zur Diskussion über die Beerdigung von Mark David Madoff nach seinem Selbstmord. Die (nichtjüdische) Witwe schlägt das Angebot eines Grabs auf einem jüdischen Friedhof aus. Sie lässt die Leiche ihres Mannes verbrennen und verstreut die Asche an dessen Lieblingsorten. Am Platz ihrer Hochzeit oder anderen „romantischen“ Orten, die für das Ehepaar von Relevanz waren. Oder aber, dass Ruth Madoff vor einem Konzert der Harlem-Sängerknaben schnell das Programm ändern lässt, da in einem der Lieder „Jesus Christus“ vorkam.

Geld spielt keine Rolle, so beschreibt die Schwiegertochter das Leben, großzügigste Geschenke zu Chanukka, oder ein Einkauf, bei dem „Bernie“ Madoff zur Verkäuferin sagt, „Was auch immer mei-

ne Schwiegertochter berührt, wird gekauft“. Seiner Frau Ruth machte Madoff allerdings keine Geschenke. Sie trägt es mit Fassung: „Wenn ich etwas haben will, gehe ich und kaufe es mir.“ Bernard Madoffs Besessenheit in punkto Reinlichkeit war legendär. Die nassen Schuhe müssen in der luxuriösen Wohnung ausgezogen werden, der Nussholz-Fußboden auf seiner Jacht oder im privaten Jet ist ihm heilig. Kein Tropfen Wasser darf darauf kommen, ständig werden von Bediensteten Tücher ausgelegt, damit der Boden keinen Kratzer bekommt. Dennoch konnte man mit Bernard Madoff gut auskommen, allerdings beschreibt ihn seine Schwiegertochter Stephanie als ungebildeten Narziss, mit dem keine kultivierte, wertvolle Konversation möglich gewesen sei. Bei einer Geburtstagsparty sagt er zur verduztten Freundin seines Sohnes Andrew: „Du glaubst, wir sind reich? Wir kommen aus dem Nichts, mein Vater war pleite. Wir sind ganz einfache Leute ...“

Nach seinem Geständnis des Milliardenbetrugs bricht die bislang unzertrennliche Familie auseinander. Die Söhne sind entsetzt und wollen mit dem Vater nie wieder

zu tun haben. Ruth Madoff, die seit ihrem 13. Lebensjahr an Bernards Seite ist, bleibt ihrem Mann eisern treu. In beiden Büchern wird sie als unschuldig, blauäugig und völlig ahnungslos beschrieben. Nach dem Geständnis ihres Mannes soll sie gefragt haben: „Was ist ein Pyramidenspiel?“ In diesen „Tagen der Schande“, wie Stephanie Madoff sie nennt, werden die Familienmitglieder – bis hin zu den Schulkindern – verfolgt, beschimpft, über lange Zeit will niemand etwas mit ihnen zu tun haben, da durchwegs alle Verwandten und Bekannten durch Bernard Madoff ihr Geld verloren haben. Von der Friseurin bis zum Gynäkologen wird Abfuhr erteilt. Ruth und Bernard nehmen Schlaftabletten, wachen aber nach vielen Stunden wieder auf. Bernard wird verurteilt – zu 150 Jahren Gefängnis. Die Söhne beteuern ihre Unschuld, werden aber immer wieder aufs Neue in der Presse beschuldigt und verdächtigt. Ein Selbstmordversuch von Mark Madoff scheitert, der zweite gelingt, während seine Frau mit der Tochter in Disneyland ist. Der Verlust seiner Integrität wäre für ihn so schmerzhaft gewesen, dass er sein Leben nicht mehr ertragen konnte,

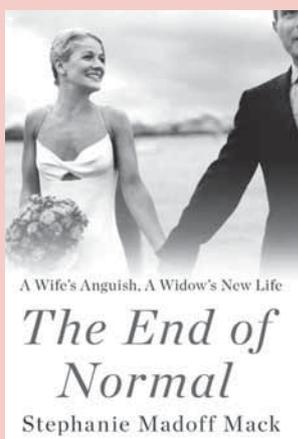
schreibt seine Frau. Im Wohnzimmer erhängt er sich an der Leine seines Hundes.

Spannend ist, dass beide Bücher die Ereignisse aus verschiedenen Perspektiven erzählen. In einem erzählt die Ehefrau des älteren Sohnes Mark, der letztendlich am Betrug des von ihm verehrten und gefürchteten Vaters zerbricht und Selbstmord begeht, während im Nebenzimmer sein kleiner Sohn schläft. Das zweite Buch basiert auf vielen Gesprächen mit dem jüngeren Sohn der Madoffs und der Ehefrau von Bernard Madoff, Ruth.

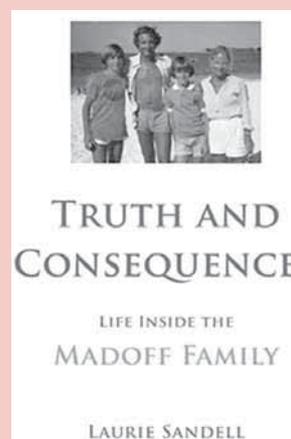
Der so genannte Fall Madoff hat das Leben der Juden in den USA nachhaltig erschüttert. Der betrügerische Spekulant, Bernard Madoff hat tausende Menschen um ihr Erspartes gebracht, Unzählige ihrer Versorgung für ihre Pensionsjahre beraubt und zahlreiche jüdische Institutionen, die bei ihm ihre (Spenden-)Gelder angelegt hatten, an den Rand des Ruins gebracht. Durch sein charismatisches Auftreten hat

te Bernard Madoff es geschafft, dass gutgläubige Menschen ihr Geld bei ihm anlegten – in Wahrheit ein gigantisches Pyramidenspiel. Die „Gewinne“ der alten Investoren hat er mit den Einzahlungen der Neu-

en finanziert. Beide Bücher zeichnen eine Sozialgeschichte der Wirtschaftseliten und haben durch die aktuelle Bankenkrise in den vergangenen Monaten nur an Aktualität gewonnen.



Stephanie Madoff Mack
The End of Normal
Blue Rider Press, New York, 2011,
253 Seiten



Laurie Sandell
Truth and Consequences: Life Inside The Madoff Family
Little, Brown and Company, N.Y, Boston, London. 2011
340 Seiten

Die Wiener Stadtregierung wünscht allen Leserinnen und Lesern von NU ein fröhliches Pessachfest!



Dr. Michael Häupl



Vbgm. Mag.a Maria Vassilakou



Vbgm. Mag.a Renate Brauner



Dr. Andreas Mailath Pokorny



Mag.a Ulli Sima



Dr. Michael Ludwig



Sandra Frauenberger



Christian Oxonitsch



Mag.a Sonja Wehsely

Mammeloschn für Griechenland

VON ERWIN JAVOR

Hoddeven ajn Loschek heißt: ein Pferd füttern. Warum erzähl ich Ihnen das? Damit auch Sie endlich die Griechenland-Krise verstehen und wie man sie löst. Sparen, sparen, sparen. Das wirkt immer. Das hat schon damals im Shtetl in Jablonic geholfen.

Dort gab es einmal einen armen Kutscher. Mordechai Ben Schmuel. Er war vom Pech verfolgt. Er musste Schulden machen und konnte sich nicht einmal mehr den Hafer für sein letztes verbliebenes Pferd leisten. Also war er gezwungen, das Pferd nach und nach einer Diät zu unterziehen. Jeden Tag bekam es ein bisschen Hafer weniger. Das Pferd hatte Verständnis, bockte nicht und arbeitete trotzdem brav weiter. Die Strategie war sensationell erfolgreich. Eines Tages brauchte das Pferd überhaupt kein Futter mehr, es war entwöhnt. Ja, manchmal vernahm Mordechai ein schwächliches Wiehern aus dem Stall, aber das verstand er. Schließlich hungerte und jammerte er ja auch selbst. Morgens schaute man einander wissend in die Augen und ging ans Tagewerk. Es war eben, wie es war. Aber eines Morgens blieb das Wiehern aus. Mordechai ging in den Stall und fand seinen vierbeinigen Leidensgenossen tot im Stroh. Verzweifelt und anklagend warf Mordechai die Arme in die Luft, sah mit Tränen in den Augen den Himmel und rief: „Wieso, wieso, Gott, hast du mich verlassen?! Wieso, wieso habe immer nur ich Pech?! Wozu habe ich mir die ganze Mühe und Plage gemacht? Kaum habe ich das Pferd ans Fasten gewöhnt, holst du es zu dir und ich steh wieder da!“

Apropos Schuldenkrise und wus tojgt der Euro (Wofür braucht man den Euro?): Im selben Shtetl musste der Rabbiner eines Tages eine Dienstreise ins Nachbardorf antreten. Da Mordechai Ben Schmuel aus dem soeben erläuterten Grund den Beruf wechseln musste, war Reb Chaim gezwungen, einen anderen Balegule (Kutscher) zu chartern. Überraschenderweise war der Kutscher Jankele auch kurzfristig noch verfügbar. Der Rabbiner wollte gerade einsteigen, da bat ihn Jankele, er möge doch noch ein Weilchen neben der Kutsche gehen, bis das Pferd sich aufgewärmt hätte. Nach einer halben Stunde versuchte Reb Chaim abermals, in die Kutsche zu steigen. Der Balegule sah ihn nur vorwurfsvoll an: „Seht Ihr nicht die Steigung hier? Das arme, alte Pferd soll sich wohl zu Tode schinden? Helft ihm! Schiebt a bissele!“ Der Rabbiner ergab sich seinem Schicksal, stieg weiterhin nicht ein und schob. Etwas später führte die Straße bergab und Reb Chaim sah seine Stunde gekommen. Jankele nicht. „Was macht Ihr? Die Kutsche ist doch schon schwer genug. Stemmt Euch lieber dagegen, damit das

Pferd nicht überrollt wird!“ Und so ging die Reise weiter. Nach einigen Stunden kamen sie endlich im Nachbardorf an, Reb Chaim zahlte pflichtschuldigst den Fuhrlohn und fragte Jankele bescheiden: „Es ist gewejn sejr schejn, obber sugt mir: Farvus hobn mir zwej gedarft den Loschek? (Es war sehr schön, aber sagt mir: Wozu haben wir beide das Pferd gebraucht?)“

Was wollt' ich jetzt eigentlich sagen? Ach ja, Griechenland.

Im selben Shtetl kannte man zwei Jeschiwe-Bocher (Rabbinatsschüler), die viel und gern über Gott und die Welt klärten (philosophierten). Eines Tages diskutierten Moische und Schloime über Telekommunikation: „Wie funktioniert Telegrafie?“ – „Ganz einfach: Stell dir einfach riesiges Pferd vor. Der Schwanz ist in Kreta und das Maul in Athen. Wenn man den Loschek in Kreta fest am Schwanz zieht, dann wiehert er in Athen.“ – „Aha, und was ist dann drahtlose Telegrafie?“ – „Ganz einfach: Das Ganze ohne Loschek.“

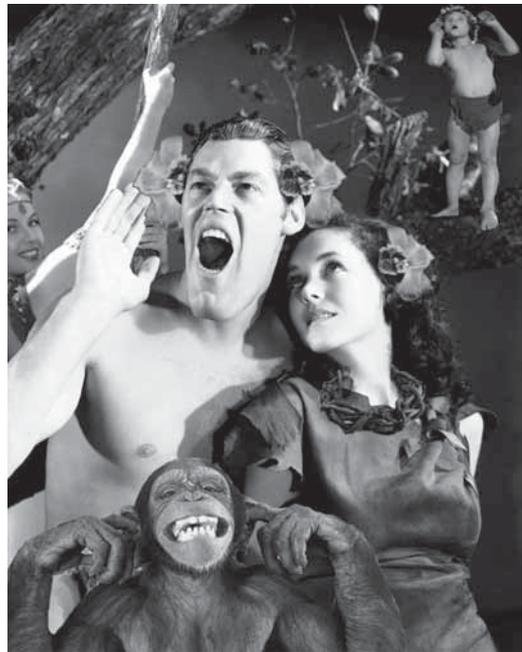
* Mammeloschn (Jiddisch): Mutterwitz; Muttersprache. Aus dem Hebräischen Loschn: Zunge, Sprache.



Suchbild auf Jiddisch ...

Diesmal geht es um Tarzan – Johnny Weissmüller – mit allem was dazu gehört.
Finden Sie die fünf Veränderungen im Dschungelbuch.

VON MICHAELA SPIEGEL



AUFLÖSUNG:
1. HAARBLÜTENSCHMUCK GESCHLECHTSNEUTRAL
2. WIE DER VATER, SO DER SOHN
3. CHEETA
4. DER SCHREI
5. LIANE, DAS GIRL IM HINTERGRUND, DSCHUNGELCOLLIER



FOTO: PETER RIGAUD

Warum?

VON ERWIN JAVOR

Es liegen keine neuen Fakten auf dem Tisch. In Israel, das bekanntlich kaum größer ist als Niederösterreich, leben knapp unter acht Millionen Menschen, davon sechs Millionen Juden. Um Israel herum, in den unmittelbar angrenzenden Nachbarstaaten Jordanien, Syrien, Libanon, Ägypten und den palästinensischen Gebieten, leben rund 113 Millionen, darunter so gut wie keine Juden. Dazu kommen noch knapp 300 Millionen, die in den restlichen der insgesamt 22 Mitgliedsstaaten der Arabischen Liga leben, darunter ebenfalls so gut wie keine Juden. Fällt Ihnen etwas auf? Nein. Gut. Dann weiter: Zählen wir noch den Iran dazu mit 75 Millionen Einwohnern.

Die iranische Regierung leugnet seit Jahren programmatisch den Holocaust, kündigt die Auslöschung der Juden an und steht kurz vor der Fertigstellung von Mittel- und Landstreckenraketen sowie der Atombombe – oder ist schon so weit. Der geistliche Führer des Landes, Ali Khamenei, sprach gerade unlängst wieder einmal von Israel als einem „Tumor, der entfernt werden muss“. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass die Kombination von religiösem Fanatismus, säkularer Irrationalität auf Regierungsebene, grundlosem Hass, Atomwaffen und der eisernen Überzeugung, die einzige Wahrheit gepachtet zu haben, eine explosive Mischung ist.

Ja, all das ist eigentlich nichts Neues. Genauso wenig ist es neu,

dass dieses „riesige“, für seine Nachbarn so bedrohliche Israel als militanter Aggressor dargestellt wird, der den Weltfrieden gefährdet und verhindert. Das ist schon so, seit die Juden begonnen haben, sich zu wehren und damit auch noch Erfolg hatten.

Zugegeben, seit dem Arabischen Frühling ist schon etwas neu, die junge Facebook- und Internetgeneration hat es gewagt und ist aufgestanden und hat sich für eine andere Politik, Kultur und Lebensweise ausgesprochen. Aber, leider, bei den daraus folgenden Wahlen in Ägypten hatten die Vertreter dieses jungen liberalen Aufschwungs nur circa zwei Prozent der Stimmen. Als die ungeplanten Nutznießer dieser Revolution stellen sich die radikalen Muslimbrüder und die noch radikaleren Salafisten heraus, die gemeinsam 75 Prozent der Stimmen gewannen. Das ist genau die Partie, von der der zu Recht abgesetzte Mubarak immer sagte: „Entweder ich oder die Muslimbrüder“, und er hatte leider damit recht, denn die neue dritte Kraft erwies sich als zu schwach, um wirklich einen Umschwung zu bewirken. Dadurch wackelt natürlich auch der Friedensvertrag mit Israel und die militärische Bedrohung wächst. Ja, auch das, militärische Bedrohung von den unmittelbaren Nachbarn, ist nichts Neues, die gibt es seit der Gründung von Israel.

Um nicht nur von den anderen zu reden, Israel bedroht sich traditi-

onell auch selbst, nämlich durch Selbstüberschätzung: In einem lokalen Konflikt mit der Hisbollah 2006, die vom Iran zwar logistisch und militärisch unterstützt wurde – durch Waffenlieferungen, aber trotzdem aus israelischer Sicht nur ein marginales Scharmützel hätte sein sollen, ist es den Israelis über Wochen hin nicht gelungen, der Hisbollah eine entscheidende militärische Niederlage zuzufügen. Der Raketenregen aus dem Libanon führte dazu, dass eine halbe Million Israelis vorübergehend aus dem Norden in den Süden des Landes flüchten musste. Wenn es nicht einmal gelungen ist, einen überschaubaren lokalen Konflikt einigermaßen zu beherrschen, wieso glauben dann die Weltöffentlichkeit und sogar die Israelis selbst, dass sie Ahmadinedschad unter Kontrolle halten könnten?

Es irritiert mich selbst, aber obwohl sich aus langfristiger Perspektive eigentlich wenig an den Tatsachen und deren Wahrnehmung in der Weltöffentlichkeit geändert hat, habe ich jetzt, plötzlich, wirklich Angst. Lese ich vielleicht plötzlich die Zeitungen und ihre Online-Postings genauer als früher? Oder ist es, Gott behüte, eine Alterserscheinung?

Hoffentlich ist es das momentane Wetter, das ich nicht vertrage, weil das die einzige Variable ist, bei der die Chance besteht, dass sie sich in absehbarer Zeit positiv verändert.



FOTO: PETER RIGAUD

Die fabelhafte Welt des jüdischen Witzes

VON MARTIN ENGELBERG

In der Redaktionskonferenz von NU wurde beschlossen, dass ich mich an dieser Stelle nicht zu meiner Kandidatur für die Präsidentschaft der Kultusgemeinde und den bereits laufenden Wahlkampf äußern soll. In guter jüdischer Tradition flüchte ich mich daher in die Welt des Witzes. Der nachstehende, wunderbare und vielen sicher schon lange bekannte Witz hat überhaupt keinen Zusammenhang mit den Wahlen in unserer Gemeinde. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen oder Handlungen ist rein zufällig. Bitte hören Sie an dieser Stelle zu lesen auf, wenn Sie nur im geringsten befürchten müssen, das Lesen des Witzes könnte Sie in Ihrer freien Entscheidung beeinflussen, wen Sie zum nächsten Präsidenten der Kultusgemeinde wählen wollen. Alles klar, also:

Nach monatelangen Verhandlungen mit den Behörden wurde einem Talmudisten aus Odessa endlich die Genehmigung zu einer Reise nach Moskau erteilt. Er steigt in den Zug und findet einen freien Platz. Bei der nächsten Station betritt ein junger Mann das Abteil und setzt sich ihm gegenüber hin. Der Talmudist sieht den jungen Mann an und denkt: Dieser Mann sieht nicht wie ein Bauer aus. Wenn er also kein Bauer ist,

dann kommt er aus diesem Distrikt. Wenn er aus diesem Distrikt ist, muss er ein Jude sein, schließlich ist das ein jüdischer Distrikt. Wenn er aber ein Jude ist, wo fährt er hin? Ich bin der einzige Jude in diesem Distrikt, der eine Genehmigung für eine Reise nach Moskau erhalten hat.

Ah, warte! Kurz vor Moskau gibt es das kleine Städtchen Samvet und Juden brauchen keine eigene Genehmigung, um nach Samvet zu fahren. Aber warum würde er nach Samvet fahren? Er fährt sicher zu einer der dort wohnenden jüdischen Familien. Aber wie viele jüdische Familien gibt es in Samvet? Nur zwei – die Bernsteins und die Steinbergs. Aber nachdem die Bernsteins ganz schreckliche Leute sind, muss ein so nett aussehender Mann wie dieser sicher zu den Steinbergs fahren.

Aber warum fährt er zu den Steinbergs in Samvet? Die Steinbergs haben nur Töchter und zwar zwei, also ist es vielleicht ihr Schwiegersohn. Aber wenn er es ist, welche Tochter hat er geheiratet? Man hört, dass Sara Steinberg einen netten Advokaten aus Budapest geheiratet hat und Ester einen Geschäftsmann aus Zhitomer – es muss also Saras Ehemann sein. Sein Name ist

Alexander Cohen, wenn ich mich recht erinnere.

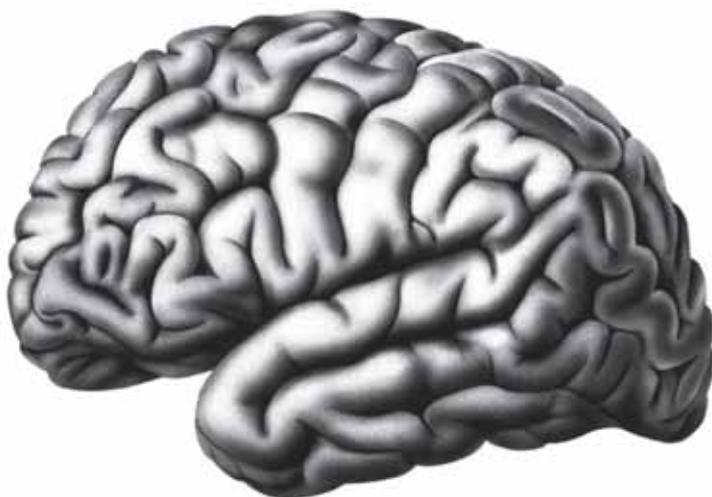
Wenn er aber aus Budapest stammt und mit dem ganzen Antisemitismus dort, dann hat er sicher seinen Namen geändert. Was wäre das ungarische Äquivalent für Cohen? Es ist Kovács. Aber wenn sie ihm das Recht gegeben haben, seinen Namen zu ändern, dann muss er einen besonderen Status haben. Was könnte das sein? Es muss ein Doktorat von einer Universität sein, nichts Geringeres.

An dieser Stelle dreht sich der Talmudist zu dem jungen Mann und sagt: „Entschuldigen Sie. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich das Fenster öffne, Herr Dr. Kovács?“ „Ganz und gar nicht“, antwortet der Mitreisende verdattert. „Aber woher kennen Sie meinen Namen?“

„Ah“, antwortet der Talmudist, „das war naheliegend“.

Liebe Redaktionskollegen und Leser: Ich habe leider schlechte Nachrichten. Als ich diesen Witz unlängst auf Facebook postete, fragte sich prompt ein Teilnehmer, was dies wohl im Zusammenhang mit dem Wahlkampf in der Gemeinde bedeutete. Darauf konnte ich nur antworten: Ah, das ist so naheliegend!

Bitte täglich füttern!





Zu: Kreisky lebt von Rainer Nowak

Kreisky lebt! Scheinbar zum Bedauern mancher, lebt er fort in der Erinnerung und zur Ermutigung anderer. Die Entscheidung des Außenministers Michael Spindelegger und der Regierung, für die Aufnahme Palästinas in die UNESCO zu stimmen, hat weniger mit Bruno Kreisky zu tun, sondern vielmehr mit Sinn für Gerechtigkeit seitens der Entscheidungsträger. Dass Österreich diesmal nicht mit anderen EU-Wölfen heulte, sondern einen „eigenen Kurs fuhr“ und sich „klar positioniert“ hatte, ist unserem Land höchst anzurechnen.

MMag. Peter Melvyn (peter.melvyn@chello.at) für „Kritische Jüdische Stimme“ (Österreich)

Zu: Ein Weg aus der Versteinerung
Interview von Martin Engelberg

Ich habe Ihren Artikel über die Sammlung Leopold gelesen und bin sofort über den Vornamen Diethard gestolpert. Im 1000-jährigen-Reich war es üblich, Namen zu erfinden. Wolfram wurde zu Ramwolf usw. Ich kann das behaupten, denn ich habe diesen Zirkus als arischer „Mischling 1. Grades“ miterlebt, Vater Jude, Mutter katholisch und nach den Nürnberger Gesetzen im März 1934 getauft. Dieses Gesetz besagte, ein Mischling wie ich, getauft bis Ende Juni '34, war arischer, diejenigen, die nach dem 30. Juni '34 getauft wurden, waren jüdische Mischlinge und mussten einen Stern tragen. Auch meinen Namen Charlotte wollte man immer in Karoline umwandeln. Ich denke, dass ein Mensch, der seinen Sohn so benannt hat, einen sehr guten Draht zu der Nazi-Ideologie hatte.

Mit besten Grüßen für das kommende Jahr verbleibe ich

Lotte Meczes-Schwenk (lotte.meczes-schwenk@aon.at)

Zu: Es wäre dumm, diese Menschen nicht einzuladen von Martin Engelberg

Ich finde die Aussagen von Kulturstadtrat Mailath-Pokorny ausgezeichnet. In Anbetracht der Bestrebungen vieler arabischer Staaten, die Israelis ins Meer zu treiben, wäre es jedoch angebracht, diese Zusage auch auf alle Nachgeborenen der aus Wien vertriebenen Juden auszuweiten, sofern sie in Israel leben. Zumindest sollte sich Österreich dafür starkmachen.

Dr. Ulrich Habsburg-Lothringen (ulrich.habsburg@gmx.at)

Zu: Wie korrekt ist politically correct?
von Erwin Javor

Zuallererst möchte ich klarstellen, dass ich viele Gedanken, die E. Javor in diesem Artikel anspricht, teile. In diesem Beitrag werde ich mich vor allem mit einem Gedanken von E. Javor auseinandersetzen, der mich ziemlich irritiert hat und den er hoffentlich nicht so gemeint hat, wie man ihn beinahe verstehen könnte: nämlich rassistisch. Ich beziehe mich auf den Satz: „in Wirklichkeit glaube ich genau wie Broder, dass es mit dem Islam und dem Islamismus so ist wie mit Alkohol und Alkoholismus, nämlich dass das eine mit dem anderen sehr wohl in Verbindung steht.“ Dieser Satz ist nicht nur unkorrekt, er ist in meinen Augen vielen Menschen gegenüber vor allem extrem respektlos.

Es gibt Substanzen und es gibt einen Missbrauch von Substanzen. Und es gibt Dealer, die von diesem Missbrauch leben. Meist nicht schlecht. Es gibt Ideen, und Religionen sind auch Ideen, und es gibt Missbrauch von Ideen. Und wir finden politische und religiöse Dealer (oft Führer oder Hassprediger genannt), die diese Ideen immer wieder für ihre Zwecke missbrauchen. (...) Diesen Missbrauch ausschließlich auf den Islam zu fokussieren, ist, wie gesagt, einseitig und allen moderaten Muslimen gegenüber, und deren gibt es genug, im höchsten Maße respektlos. Zu diesen Feststellungen fühle ich mich auch im Hinblick auf viele meiner Patientinnen aus dem muslimischen Religionsbereich verpflichtet. Ich meine hier wirklich die weibliche und nicht die politisch korrekte geschlechtsneutrale Form. Denn es sind meist Frauen, die den Weg in eine psychotherapeutische Praxis suchen. Frauen, die im konkreten Fall z. B. nicht nur unter dem Wüten des serbischen und kroatischen religiös begründeten Nationalismus im Bosnienkrieg litten, sondern auch unter dem nachfolgenden Erstarken islamistischer Tendenzen in einem einst sehr tolerantem, großteils muslimischen Land. Aber auch türkische Kopftuchträgerinnen und kurdische Frauen, die alle einen großen Leidensdruck verspüren, unter rigiden hierarchischen Familienstrukturen zu leben.

Menschen, die sich der muslimischen Glaubensgemeinschaft zugehörig fühlen und keinerlei Probleme haben, zu einem jüdischen Psychotherapeuten zu gehen. Fanatismus ist ein ubiquitäres Phänomen. Auch die sog. Political Correctness kann durchaus auch fanatische Züge annehmen. Aber das ist eine eigene Geschichte.

*Dr. Hans Lauber
Psychotherapeut*

Ein Briefwechsel zu:
Wie korrekt ist politically correct?
von Erwin Javor

Lieber Herr Javor, als Vorbereitung auf das heutige Gespräch mit Martin Engelberg lese ich gerade noch einige NU-Beiträge. Darf ich Sie fragen, warum Sie sich als „österreichischen jüdischen Mitbürger“ bezeichnen? Sie sind doch ein österreichischer Bürger! Mir fällt seit Jahrzehnten auf, dass man natürlich nicht von „katholischen Mitbürgern“ oder „Vorarlberger Mitbürgern“, sondern immer nur von „jüdischen Mitbürgern“ spricht.

Herzliche Grüße aus Innsbruck

Andreas Maislinger

Antwort

Lieber Herr Maislinger,

Ich bezeichne mich keineswegs als „österreichischen jüdischen Mitbürger“ – das finde ich einengend und lächerlich. Alleine der Begriff Mitbürger ist in Wirklichkeit diskriminierend. Das hat vor Jahren Franz Vranitzky in einer mitreißenden Rede deutlich gemacht. Ich jedenfalls bin sicher kein Mitbürger. Das können Sie mir glauben. Der erste Absatz in meinem Kommentar ist ironisch gemeint. Dieses Ziel habe ich scheinbar verfehlt. Das ärgert mich jetzt. Ich dachte, dass mein „Pffffffff“ am Ende dieses Absatzes es deutlich gemacht hat.

Ich habe versucht, den üblichen Politically-correct-Sprech zu persiflieren. Ist scheinbar in die Hose gegangen.

Danke für Ihr Feedback und liebe Grüße

Erwin Javor

UNSERE AUTORINNEN



Andrea Maria Dusl

Die Autorin, Zeichnerin und Filmemacherin ist ein Multitalent. Für NU steuert sie die Illustration zur Kolumne „Mammeloschn“ bei.



Ruth Eisenreich

geb. 1987, hat Vergleichende Literaturwissenschaft und Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Wien und Maynooth (Irland) studiert. Sie ist Journalistin bei der Wiener Stadtzeitung „Falter“.



Martin Engelberg

Der NU-Mitherausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Erwin Javor

Der NU-Herausgeber und ständige Kolumnist ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen.



Ida Labudovic

ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur und Sozialanthropologie studiert hat (Mag. Dr. phil.). Sie lebt seit 2007 in Wien, ist Mitarbeiterin der M-Media und schreibt für die Tageszeitung „Die Presse“.



Florian Markl

hat in Wien Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie studiert und war Historiker beim Allgemeinen Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus. Er arbeitet an seiner Dissertation über den öffentlichen Diskurs über palästinensischen Terrorismus in Österreich.



Verena Melgarejo

ist 1986 geboren und in Berlin aufgewachsen. Nach ihrer Matura 2005 lebte und arbeitete sie in Cochabamba/Bolivien und in Buenos Aires/Argentinien. Sie lebt als Fotografin in Wien.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann und Kolumnist in der Stadtzeitung „Falter“. Er ist derzeit selbstständiger PR-Fachmann, Kommunikations- und Organisationsberater in Wien.



Rainer Nowak

ist Journalist bei der Tageszeitung „Die Presse“. Der Vater zweier Töchter leitet das Politik-Ressort und ist gemeinsam mit Christian Ultsch für „Die Presse am Sonntag“ verantwortlich.



Astrid Peterle

ist Kuratorin, Autorin und promovierte Kunstwissenschaftlerin; seit Juli 2010 Assistentin der Geschäftsführung des Jüdischen Museums Wien. Zahlreiche Publikationen zu Performance-Kunst, Fotografie, feministischer Theorie und zeitgenössischem Tanz.



David Rennert

geboren 1984, absolviert derzeit ein Masterstudium der Politikwissenschaft an der Universität Wien und arbeitet als Buchhändler und freier Journalist.



Danielle Spera

Das NU-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft (Dr. phil.), u. a. Autorin des Buches „Hermann Nitsch – Leben und Arbeit“.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Barbara Tóth

Die Chefin vom Dienst beim NU ist Redakteurin des „Falter“, Buchautorin und promovierte Historikerin. Derzeit schreibt sie von zu Hause aus und hütet ihren zweiten Sohn Joschka.



Sophie Wagenhofer

ist Historikerin und verfasste ihre Doktorarbeit über das Jüdische Museum in Casablanca, in dem sie auch mehrere Monate arbeitete.



Lukas Wieselberg

ist Wissenschaftsredakteur bei Ö1 und science.ORF.at.



FOTO ©: PETER RICAUD

Alles außer Wahlkampf



FOTO ©: PETER RICAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Hallo, alter Schwede.

Javor: Wieso alter Schwede? Ich bin ein alter Nazi.

Menasse: Was redest du? Bist du noch normal?

Javor: Wenn der Strache sagt, er sei ein neuer Jude, dann bin ich ein alter Nazi.

Menasse: Verstehe, wir müssen uns von diesen Leuten scharf distanzieren und unterscheiden. Aber dürfen wir unter diesen Umständen überhaupt noch dajgezzen?

Javor: Nur am Hochstand im Wald.

Menasse: Am Hochstand wird nicht geredet, sondern geschossen. Dort gibt es nicht einmal Kaffee. Und Schnaps aus Metallflaschen ist unwürdig.

Javor: Aber wir können dann mit Paintball-Kugeln alle Rehe blau einfärben.

Menasse: Warum das? Sind doch ohnehin so wunderbar braun.

Javor: Wer?

Menasse: Na die Rehe. Aber es gilt die Unschuldsvermutung.

Javor: Die Rehe müssen jetzt sehr befreit sein, weil der Ari Muzicant zurückgetreten ist.

Menasse: Wieso die Rehe?

Javor: Sagte ich Rehe? Ich komme mit den Braunen schon ganz durcheinander. Also ich meinte die FPÖ. Der Muzicant hat die Armen doch so gehetzt und gekränkt. Ein echtes Pogrom war das manchmal.

Menasse: Also ich finde, das hat er gut gemacht. Aber leider hat er ja ab sofort keine Medienpräsenz mehr.

Javor: Ja, das ist mir jetzt wirklich unange-

nehm aufgefallen. Ich nehme da die Zeitung zur Hand und er hat nur drei Seiten diesmal.

Menasse: Na ja, er ist halt derzeit noch auf medialer Abschiedstour.

Javor: Aber die wird sicher nicht viel länger dauern als die Amtszeit der nächsten drei Präsidenten.

Menasse: Und wie die österreichischen Journalisten ihn auch kritisch fragen und nachrecherchieren. Es ist großes Medientennis.

Javor: Ja, wenn er sagt: „Wir haben keine Schulden“, dann schreiben sie gleich kritisch: „Die IKG hat keine Schulden.“ Das nenne ich mir investigativen Journalismus. Wenn er sagen würde „Der Menasse ist ein junger, fescher Bursch mit dichtem Haupthaar und ruhigem Wesen“, würden ihm die Journalisten auch nicht widersprechen.

Menasse: Aber ich verstehe jetzt durch seine Interviews besser, dass er ein großer Held ist. Immer steht er alleine vorne im Kampf gegen die Ungerechtigkeit, sei es Armut, Rassismus oder was auch immer. Und wie er mit der Finanzministerin kämpft, damit sie mehr Steuern von ihm kassiert.

Javor: Dabei ist er so gar nicht eitel. Es ist ihm direkt unangenehm, vorne zu stehen. Er ist in seinem tiefsten Inneren äußerst zurückhaltend.

Menasse: Ganz tief innen. Erwin, er wird uns fehlen.

Javor: Bis hundert und zwanzig.

Menasse: Ich habe gehört, Joachim Gauck war einige Stunden vor seiner Ernennung zum deutschen Bundespräsidenten bei euch im Theater. Hast du ihn beraten?

Javor: Klar. Der wusste schon, wen er fragen muss. Wer wie ich Erfahrungen in

Wahlkämpfen zum Kultusrat hat, für den ist die Wahl des deutschen Bundespräsidenten ein Klacks.

Menasse: Kann man das wirklich vergleichen?

Javor: In Deutschland ist es einfacher, weil es weniger Parteien als in der IKG gibt. Aber auch dort ist der Präsident zurückgetreten und hat eine riesige Lücke hinterlassen.

Menasse: Bei uns ist es eine sehr breite Lücke. Und wie war jetzt deine Strategie, die dazu geführt hat, dass Angela Merkel den Gauck doch akzeptiert hat?

Javor: Das verrate ich dir jetzt nicht. Es kommt ja noch der amerikanische Wahlkampf und da darf ich nicht vorher schon meine Ezzes verraten. Sonst macht mir der Obama zu viele Fehler.

Menasse: Erwin, ich muss mich wirklich bei dir bedanken. Du hast mich dabei unterstützt, mein Versprechen aus dem Leitartikel einzuhalten. Kein Wort über den Wahlkampf in der IKG. Und es ist uns nicht leicht gefallen.

Javor: Wir werden uns auch bei den NU-Ausgaben von Juni und September eisern zurücknehmen.

Menasse: Und die vielen Medienauftritte des nicht mehr im Amt befindlichen Präsidenten, mit denen auch in den nächsten Monaten zu rechnen ist, werden wir auch nicht kommentieren?

Javor: Ganz sicher nicht.

Menasse: Was kreuzt du die Finger?

* dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.



P.b.b. • Verlagspostamt 1030 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: Juni 2012

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Esteplatz 6/5, 1030 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 531 77-826
Fax: +43 (0)1 531 77-927
Mob.: +43 (0)676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Erwin Javor, Richard Kienzl (Artdirector), Helene Maimann, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Rainer Nowak, Axel Reiserer, Peter Rigaud (Fotos), Petra Stuibler, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Thomas Szanto (Lektorat), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst, stv. Chefredakteurin).

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄß MEDIENGESETZ

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1030 Wien, Esteplatz 6/5
Obmann: Erwin Javor, Schriftführerin: Danielle Spera, Kassier: Sabine Bauer.

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)